Ökologie und Anarchie

Positionen für das Überleben der Menschheit

Band 2: Historische Texte



Gustav Landauer Initiative

Impressum
1. Auflage Januar 2021
Gustav Landauer Initiative (Berlin)
https://gustav-landauer.org
Nachdruck mit Quellenangabe erbeten.
Abbildungen, sofern nicht anders angegeben,
stammen aus dem Archiv der Initiative.

Titelbild: Ruinen des ehemaligen Torfstecherhofs Grünhorst.

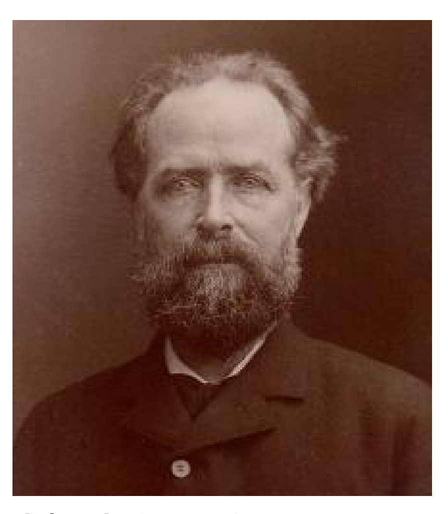
Inhalt

Einführung

Im zweiten Teils des Readers über Anarchismus und Ökologie werden Beiträge von und über Vorläufer der heutigen Ökologiebewegung zugänglich gemacht, die es verdienen, eingehender betrachtet zu werden. Sie zeigen deutlich auf, dass die enge Verbindung der libertären Bewegung zu Fragen des Umwelt- und Naturschutzes sich aus der Frage nach einem dem Menschen gemäßen Leben sachlogisch ergibt und nicht unbeantwortet bleiben kann.

Michael Bakunin (1814-1876) formulierte ab 1864 in seinen verschiedenen Programmentwürfen die Kernsätze des anarchistischen Denkens: Statt staatlicher Institutionen soll eine neue Gesellschaft entstehen, die sich von unten aufbaut, aus der lebendigen Selbstorganisation der Bevölkerung. Die Verwaltung soll durch Delegierten-Komitees erfolgen, unabhängige Gemeinden und Kreise gebildet werden. Föderale Strukturen sollen nicht die Beteiligung an bestehenden Herrschaftsverhältnissen sichern, sondern generell Herrschaftsbeziehungen durch freiwillige und solidarische Bünde überwinden. Die Herrschaft des Menschen über den Menschen soll so auf allen Ebenen ein Ende finden. Ausgehend von diesen Grundsätzen bezog sich die politische Tätigkeit der frühen Anarchist*innen darauf, zur Selbstorganisation aufzurufen und politische und soziale Missstände anzuprangern. Besondere Schwerpunkte bildeten stets die Kritik an religiöser Bevormundung, an unterschiedlichen Formen von Ausbeutung, an kapitalistischen Strukturen sowie der repressiven staatlichen Ordnung.

Um den Herrschaftssystemen ihrer Zeit Alternativen entgegenzustellen, studierten die beiden – zu ihrer Zeit allgemein hochgeschätzten – Geographen Elisée Reclus (1830-1905) und Peter Kropotkin (1842-1921) das Le-



Elisée Reclus (1830-1905)
Quelle: http://dadaweb.de/wiki/Datei:Reclus_Elisée.png

ben indigener Bevölkerungen und deren naturräumliche und biologische Voraussetzungen. Von diesen Beobachtungen ausgehend, lieferten sie auch heute noch relevante Beiträge für die gegenwärtigen Debatten. Für Reclus war ein wertschätzendes Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt und den mitlebenden Tieren ebenso eine unabdingbare Voraussetzung für eine freie Gesellschaft, wie der völlige Abbau ideologisch bedingter Ungleichheitsvorstellungen im Umgang der Menschen untereinander. Kropotkin ergänzte die – auch heute noch – meist einseitig als Erfolg des Stärkeren gedeutete Evolutionstheorie Darwins mit seiner Lehre von der gegenseitigen Hilfe. Mit seinen umfangreichen statistischen Erhebungen konnte er nachweisen, dass die Produktion von Gütern in kleinen und mittelständischen Betrieben das Rückgrat einer erfolgreichen Ökonomie bildet und mehr Spielraum für Flexibilität, Kreativität und Individualität der Beschäftigten ermöglichen kann. Gustav Landauer (1870-1919) trat für die Gründung autonomer Gehöfte und Siedlungen ein, um neue Lebens- und Produktionsmethoden zu erproben und einen solidarischen Umgang untereinander einzuüben, der auf freiwillige Übereinkommen statt auf Zwang und Hierarchien beruht. Für ihn war jedoch der waltende „Geist“ der Beteiligten unabdingbare Voraussetzung, d. h. es gilt eine notwendige – die Beteiligten verbindende – gemeinsame ideelle Grundlage zu schaffen, die in Diskussionen und Diskursen auf gleichberechtigter Basis erarbeitet werden muss, bevor es zur Verwirklichung kommen kann.



Peter Kropotkin (1842-1921)

Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Kropotkin_Nadar.jpg

Diese Ansätze beruhen durchweg auf der Ablehnung kapitalistischer Wirtschaftsformen, die sowohl die menschliche Arbeitskraft, als auch die natürlichen Ressourcen als vernutzbare Kostenfaktoren betrachten, aus denen es höchstmögliche Gewinne zu erzielen gilt. Aus dieser Perspektive sind auch heute noch sämtlich Ansätze eines irgendwie gearteten „Green Deals“ zum Scheitern verurteilt, denn sie tasten die ungerechte Verteilung der Verfügungsrechte und des gesellschaftlichen Reichtums nicht an, sondern garantieren die Gewinne der Kapitalseite und zementieren ihre Herrschaft über die menschliche Arbeitskraft und die natürlichen Ressourcen zugleich.

Zu den originellen Beiträgen, um tatkräftigen Naturschutz mit selbstbestimmten, solidarischen Lebensverhältnissen zu verbinden, gehört die konkrete Utopie der Naturschutzwarten von Paul Robien (Pseudonym von Paul Ruthke, 1882-1945), die er in seiner Broschüre „Arbeitsfreude“ 1921 veröffentlichte. Robien war zudem Initiator einer der ersten deutschen Naturschutzkongresse am Neujahrs- und Folgetag 1922 im Berliner Gewerkschaftshaus am Engelufer, auf dem er seine Idee der Naturschutzwarten vorstellte, aber nur wenig Resonanz fand. Es gelang ihm und wenigen Unterstützer*innen unter erheblichen persönlichen Entbehrungen die Naturschutzwarte „Mönne“ bei Stettin aufzubauen und hier eine bis heute beispiellose praktische Naturschutz-, Bildungs- und Forschungstätigkeit zu betreiben, die erst 1945 durch seinen gewaltsamen Tod ein Ende fand.[1]

In seinen zahlreichen Artikeln im „Freien Arbeiter“ nahm Robien zwischen 1920 und 1925 Stellung gegen die Folgen ungehemmten Profitstrebens und unkritischen Fortschrittswahns, gegen die Verschmutzung der Meere sowie aufkommende Utopien der Kernkraftnutzung. So hellsichtig und seiner Zeit weit voraus seine originellen Beiträge auch heute noch anmuten, so bestürzend wirkte sich die von ihm durch seinen Artikel „Der jüdische Nimbus“ in Nr. 35 des „Freien Arbeiters“ vom Ende August 1925 ausgelöste Antisemitismuskontroverse aus. Robien äußerte Vorurteile, wie sie die aufkommende NSDAP vertrat und in der Bevökerung weit verbreitet wurden. In der sich anschließenden Kontroverse stellte sich auch die Redaktion des „Freien Arbeiters“ unter Rudolf Oestreich auf die Seite Robiens. Allerdings erntete Robien heftigen Gegenwind. Die meisten beteilig-



Die Naturschutzwarte „Mönne“ im Jahre 1926.

Quelle: Paul Robien, Unter gefiederten Freunden, Stettin 1926, S. 52.

ten Autoren sprachen sich gegen seine antisemitischen Äußerungen aus, darunter Berthold Cahn und Rudolf Rocker, der deshalb konsequent mit der „Föderation kommunistischer Anarchisten" brach. In der Folgezeit publizierte Robien kaum noch im „Freien Arbeiter" und es finden sich auch keine weiteren antisemitischen Stellungnahmen. Robien soll später geflüchtete Juden auf „Mönne" versteckt haben, was sich aber nicht faktensicher belegen lässt.

Dennoch zeigt die Antisemitismuskontroverse, dass die anarchistische Bewegung imstande war, derartige – weit verbreitete – Vorurteile zu thematisieren und zu diskutieren. Kenner*innen der Arbeiter*innenbewegung jener Zeit weisen darauf hin, dass sich andere Strömungen zwar mit der NSDAP als politischem Gegner auseinandersetzten und in diesem Zusammenhang den Antisemitismus bekämpften, es aber kaum zu einer inhaltlichen Auseinandersetzung über Ursachen und soziale Hintergründe kam. An diesem Beispiel lässt sich erkennen, dass die konsequente Durchsetzung des Gleichheitsgedankens und der Hierarchiefreiheit in der anarchistischen Bewegung jener Tage erst noch zu erkämpfen war. In Robiens Broschüre „Arbeitsfreude" spielen auch die später ankommenden Frauen nur eine untergeordnete Rolle, ihnen wird verwehrt, die Lebensverhältnisse von Anfang an gleichberechtigt mitzugestalten und sie bleiben auf traditionellen Rollenbilder beschränkt. Politische Gegner werden als „Parasiten" beschimpft und damit entmenschlicht. Die Unterdrückung der libertären Bewegung durch die Nationalsozialist*innen ab 1933 verzögerte indes die notwendigen Diskussionen über die Veränderung der sozialen Realitäten und der eigenen blinden Flecken.

Erst seit den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts lässt sich in Deutschland wieder von einer libertären Bewegung sprechen, die Freiheit und Selbstbestimmung in das Zentrum ihrer politischen Aktivitäten rückt. Nun gilt es, sich den historischen Erfahrungen kritisch zu stellen und zugleich die noch verbleibende Zeit zu nutzen, um die drohende ökologische Katastrophe abzuwenden. Doch dies kann nur gelingen, wenn auch die Grundlagen für hierarchiefreies, vorurteilsloses und solidarisches Zusammenleben der Menschen untereinander geschaffen werden, schließlich zerstört rücksichtsloses Konsumverhalten und Profitstreben nicht nur die natürlichen Grundlagen des Planeten, sondern verwüstet auch den sozialen Zusammenhalt. Die ökologische Perspektive für den Erhalt der Erde ist nur mit dem Projekt einer sozialen Utopie erfolgversprechend.

Anmerkung

[1] Der 1998 erschienene Sammelband über Paul Robien blendete die Antisemitismuskontroverse und ihre Bedeutung weitgehend aus: Ornithologische Arbeitsgemeinschaft Mecklenburg-Vorpommern e. V. (Hrsg.), Paul Robien (1882-1945), ein pommerscher Naturschützer und Ornithologe, Friedland 1998.

Cordelia
Grundsätzliches über den radikaler Naturschutz und die Robienschen Naturwarten

aus: „Der Freie Arbeiter“ Nr. 8, S. 2, 3 und Nr. 9/1923, S. 3.

... Dass der Staat, der wohl die Macht und die Mittel hätte, ein großzügiges Naturschutzprogramm in die Tat umzusetzen, für alles andere als ideale Werte Sinn hat, braucht wohl nicht weiter ausgeführt zu werden. – So kann es uns nicht wundern, dass es bis auf Teilerfolge nicht gelungen ist, den Untergang unwiederbringlich in Nichts hinübergehender Naturformen aufzuhalten.

Die Anhänger des radikalen Naturschutzes, als dessen Begründer Paul Robien zu bezeichnen ist, nehmen sich die Freiheit, rücksichtslos und konsequent bis zum äußersten den ganzen Umfang der Naturverwüstung darzustellen, – **wobei der Mensch als Art unter Arten zum ersten Male in diesem Zusammenhang berücksichtigt wird** – ihren wahren Ursachen aufzudecken und danach neue Ziele und Wege einzustellen. – Für den wahrhaften Naturschützer gibt es keine Rücksichten an persönliche Bindungen zu Staat und Gesellschaft. Aufopferung persönlichen Wohllebens, der Sicherheit der Existenz bedeutet ihm nichts im Gegensatz zum Schmerz um das Erlöschen herrlicher Lebensformen oder der Möglichkeit des Versuchs, dem allgemeinen Niedergang Einhalt zu tun.

Mittelbar und unmittelbar, für den oberflächlichen Beschauer kaum sichtbar, und in schamloser Offenheit arbeiten die Ursachen am Verfall unsres Planeten, ständig erregt vom Menschen und seinem Verbündeten: der Zivilisation. – In sträflicher Gedankenlosigkeit oder auch mit zynischer Bewusstheit sieht der Mensch tagtäglich zu, wie die Auswirkungen seiner Kultureinrichtungen die Natur schädigen. Die Gase und Abwässer der Großindustrie, der Großstädte vergiften die Luft, die Gewässer und veranlassen dadurch das Absterben der Wälder, die Abnahme der Vegetation, das Sterben der Fische. Melioration und Urbarmachung der Sümpfe – der letzten Zufluchtstätten ursprünglichen Lebens – ständige Zunahme des Leitungs- und Schienennetzes entziehen ganzen Tier- und Pflanzengattungen die Lebensbedingungen, zwingen sie zum Abwandern und Aussterben, zerstören frevlerisch geologische Urformen. Und anstatt die Kräfte der erschöpften Muttererde mit den natürlichen Stoffen, die nun als ekler Abgang die Flüsse trüben, aufzufüllen, peitscht man sie mit ätzenden chemischen Verbindungen auf. Der Großgrundbesitz mit seiner auf Quantität eingestellten Extensivwirtschaft, die Industrie entziehen den besten Kräften des Volkes den Nährboden, um sie in den Großstädten verenden zu lassen.

Und alle diese Frevel, aus Geldgier und Machtsucht geboren, geschehen unter dem Titel: zum Wohle der Menschheit, zum Besten des Volkes, zur Sicherstellung der Volksernährung. Wer glaubt noch an diese Märchen? Doppelt aber trifft jene der Fluch, die offen und frech die Hand anlegen, um unmittelbar der Natur ihre Kräfte zu entreißen, nur um ihre Sattheit damit zu behändigen und zu unterhalten – um ihre Machtlust zu fröhnen. Feder- und Pelzmode, die Sammelwut gewisser ruhmsüchtiger Forscher, nicht zuletzt der Museen, das Fällen der Wälder – dieser Lebensspender! – zur Herstellung von Lügenpapier, vor allem der Lustmord an edelsten Geschöpfen, tagtäglich durch eine an Millionen zählender Jägerarmee (in Deutschland eine Million, in Amerika fünf Millionen); und – dies bedeutet den Gipfel des Zerstörungswahns und der Entartung! – die Ausrottung, Dezemierung, absichtliche Versklavung von Volksgenossen durch Volksgenossen, die Entrechtung ganzer Bevölkerungsschichten und die bewusste Selbstschändung des Kulturmenschen durch Stimulanzen verwerflichster natürlicher Art: dies ist das Merkzeichen der Zivilisation.

Ziehen wir die Summe dieser Betrachtungen, so kommen wir zu dem Ergebnis: Der Mensch hat in seinem Zerstörungswahn, seinem Machtkoller die Natur in sich und in allen Kreaturen geschändet, ihre Gesetze durchbrochen, er hat aus der Kette der Daseinsformen naturnotwendige Glieder gerissen; er hat in frevlerischem Übermut den Prozess kosmischen Geschehens gehemmt: er hat seinen von materieller Gier Eigenwillen zum maßgebenden Faktor der Erde gemacht, mit einem Wort: **Er hat das harmonische Spiel der Kräfte, das Gleichgewicht in der Natur gestört.** – Doch die Natur nimmt diesen brutalen Eingriff in das Gesetz des Lebens nicht ungestraft hin. Schon spüren wir allenthalben seine verheerenden Wirkungen (Verkarstung einst fruchtbarer Länder, Missernten, Hungersnöte, Seuchen, Zunahme von Schädlingen, allgemeine Degeneration des Kulturmenschen, die in der Überproduktion meist minderwertiger Geister und Leiber, in Hospitälern und Irrenanstalten ihren augenscheinlichen Ausdruck findet). Welche furchtbaren Katastrophen mögen sich erst im geheimen vorbereiten? Werden Berge über uns fallen, Hügel uns decken? Wird das Meer rauschend über den verödeten Festländern und entarteten Menschheit zusammenschlagen? Wir wissen es nicht! Wir wissen nur, dass der Mensch sich in rasender Eile sich dem Abgrund nähert und auf seinem Sturze alles mit sich reißt.

Was kann aber das Verhängnis aufhalten? Nichts, als dass wir versuchen, das gestörte Gleichgewicht der Natur wiederherzustellen! Darum formuliert sich das erste und vornehmste Ziel des radikalen Naturschutzes, das alle anderen wie konzentrische Kreise einbegreift, also: **Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts in der Natur.**

Dies ist der erste und wichtigste Weg zum Ziel: **Anerkennung des natürlichen Lebensgesetzes und Unterwerfung aller menschlichen Handlungen und Unternehmungen unter dasselbe.** Das heißt: Jede Lebensform, mag sie sich darstellen in geologischen Formationen, Stein, Pflanze, Tier oder Mensch, ist daseinsberechtigt. Wir freveln gegen dieses Gesetz, wenn wir **ohne wirkliche Notwendigkeit** ihre Existenz auslöschen oder ihnen durch Entziehung der vollen Lebensbedingungen das Dasein verkürzten und verschandeln. – Wir wissen, und das wird bestehen bleiben, dass das Leben nicht kampflos ist, täglich neu errungen werden muss. Wo aber in der Natur, wird der „Kampf ums Dasein" mit so viel List, Tücke, Lüge und Gewalt geführt, wie beim Menschen? Ist es nicht vielmehr ein Kampf um Besitz, um Macht, der mit der Stillung wirklicher Lebensbedürfnisse gar nichts zu tun hat? Es muss wohl an der vollständigen Verkennung der Naturgesetze gelegen haben, dass es dem Menschen, trotz der ungeheuren Arbeit, die Denker und Künstler, Apostel und Heilande seit Jahrhunderten leisteten, bis heute nicht das gelungen ist: den zweckwidrigen, sinnlosen Kampf aller gegen alle auf die einfache Form des wirklichen Kampfes „ums Dasein" zu reduzieren, noch ganz zu schweigen von der bewussten Ausübung jenes höheren Egoismus: der gegenseitigen Hilfe, die wohl erst der Zukunft vorbehalten sein ist. – Betrachten wir den oben geschilderten Raubbau der Zivilisation an der Natur näher, so kommen wir in den meisten Fällen zur Einsicht, dass es sich hätte vermeiden lassen einzig allein schon darum, weil das Raubgut nicht dazu dient, eine Blöße zu decken, einen Mangel zu stillen, sondern als Luxus, als Tand, als Spekulationsobjekt über den Markt getrieben wird und nur von denen zu erkaufen ist, die an sich schon in keiner Weise Not leiden und die auf die urteilslose Masse nur eine zur Nachahmung aufreizende Wirkung ausüben, die wiederum weitere verderbliche Kreise zieht. Warum schmückt man sich mit Federn edelster Vögel? Warum wärmt man sich mit den Pelzen seltener und aussterbender Tierarten? Tun Wolle und Fell geschlachteter Haustiere, Gewebe aus Gespinstfasern nicht dasselbe? Warum setzt man Brotfrucht, nährendes Obst u. a. in gesundheitsschädliche Genussmittel um, indes tausende Hungers sterben? Warum schießt und verzehrt man die letzte Reste eines schrumpfenden Wildbestandes, die für die Volksernährung überhaupt nicht ins Gewicht fallen?

[...]

Es würde zu weit führen, die Unnötigkeit, ja Schädlichkeit des weitaus größten Teiles unsres heutigen industriellen Unternehmungen darzustellen. Man erinnere sich nur an die Waffen-, Munitions-, Luxus-, Genussmittelfabrikation, die Bleibergwerke, der Diamantgruben, der physischen wie moralischen Wirkungen ihrer Erzeugnisse auf die Menschheit, nicht zuletzt der furchtbaren Tatsache, dass wissen und sehenden Auges, **der Mensch den Menschen** in diesen Betrieben **seinem Golddurst, seiner Machtgier** opfert.

– Der natürlich denkende Mensch kann zwischen diesen Tatsachen und dem Kampf ums Dasein unmöglich einen Zusammenhang finden!

Kehren wir zurück zum Leitsatz: Anerkennung des natürlichen Lebensgesetzes und Unterwerfung aller menschlichen Handlungen und Unternehmungen unter dasselbe. – Versuchen wir ernstlich, ihn in die Praxis umzusetzen, so kommen wir von selber von der heutigen sinnlosen und komplizierten Konjunktur- und Ausbeutungswirtschaft … zur einfachen und natürlichen Form der Bedarfswirtschaft. Der wahrhaftige und natürliche Mensch wird der Natur nicht mehr Kräfte entziehen, als er wirklich deren bedarf, er wird den Kreislauf der natürlichen Energien nur umschalten, seine unentbehrlichsten Maschinen in ihn einschalten; er wird aber wie vor einem Frevel davor zurückschrecken, ihn jemals zu unterbrechen, seine Kräfte sinnlos zu vergeuden. Lieber wird er auf Errungenschaften moderner Technik und Wissenschaft verzichten, als irgend eine natürliche Lebensform, ganz gleich welcher Art, dadurch zu schädigen. Dadurch werden Technik und Chemie – beide bisher im Dienste der Ausbeutung und Zerstörung – eine völlig neue Einstellung erfahren und vor bisher ungeahnten Zielen stehen.

[…]

Verschwunden ist die aufpeitschende Helligkeit der Nächte, sind die ohrenzerreißenden Kulturgeräusche, Menschen brauchen nicht mehr in sinnlosem Kampf gegen Brüder, gegen Artgenossen, ihre Leiber zerfetzen lassen, brauchen nicht mehr bei entnervender Danaidenarbeit in Farbrikhölen, in dumpfen Stuben ihr Leben dahin zu quälen, ohne Fühlung mit den Naturkräften. Frei steht der Mensch auf freier Scholle; die einförmige, lebensarme Kulturfläche ist gewichen; Garten reiht sich an Garten, von dichten beerenreichen Hecken umgeben, den natürlichen Nistplätzen vieler Singvögel. Was sonst einigen wenigen übermäßig anstrengende, auf Verdienst eingestellte Berufsarbeit war, ist nun allen gleichsam, vom Kinde bis zum Greise, Lebensnotwendigkeit, Quelle der Kraft und innigste Freude: der Gartenbau. Eine neue, liebevolle Wissenschaft sammelt sparsam alle natürlichen Abfallstoffe, um sie als Erde der Erde wiederzugeben. Auf mehrere hundert Quadratmeter gedeiht der Jahresunterhalt einer ganzen Familie. Nicht Sümpfe und Wälder brauchen geopfert werden. Die Kopfzahl der Menschen, die durch ein natürliches, von Kulturgiften freies Leben sich mehr und mehr den Naturgesetzen wieder angleicht, schwankt nur um ein geringes. Der Mensch ist wieder Art unter Arten. Und dies ist die Basis, die erst zu erreichen ist, ehe der Aufbau einer neuen, einer wahrhaften Kultur beginnen mag, wo der Mensch im harmonischen Spiel der Kräfte alle Fähigkeiten entwickeln kann, als Bebauer seiner Scholle, als Förderer gemeinnütziger Technik und Wissenschaft, als Pfleger der Kunst, stets aber in Unterordnung unter das Lebensgesetz. Und wo er, der zwingenden Lebenswirklichkeit gehor-

chend, sich dem Lauf natürlichen Geschehens entgegenstellt, wird er schonend, nach sorgfältiger Prüfung zu Werke zu gehen. Die Natur aber – sich selber … zurückgegeben, wird ihn letzten Endes dieser Verantwortung ganz überheben; Gewicht und Gegengewicht, stets schwankend wie das Zünglein an der Wage, regulieren sich selber: Das Gleichgewicht, die Harmonie ist wieder hergestellt.
[…]
Wir, die wir uns der Verantwortung für die Zukunft bewusst sind, können nicht warten, bis durch geistige Propaganda die gesamte Menschheit von der Notwendigkeit des radikalen Naturschutzes überzeugt ist. Unterdessen wird – zum mindesten in Europa – der letzte Rest natürlichen Lebens verschwunden sein. Darum ist es nötig, schon heute zu einer Tat zu schreiten, die sich innerhalb dieser Zeitzustände verwirklichen lässt … und das ist der von Paul Robien geschaffene Plan der Naturwarten, der in der Naturwarte **Mönne** bei Stettin im Mai 1922 bereits eine erste Verwirklichung fand.

Die Naturwarten ähneln den Naturschutzgebieten insofern, als auch sie rettende Inseln inmitten des Ausbeutertums und Nivellierung wissenschaftliche Beobachtungsstationen sein sollen. Sie unterscheiden sich jedoch merklich von ihnen dadurch, dass der Leiter jeder Warte selbst Wissenschaftler sein muss, und von einigen Schülern umgeben ist, die er zur gleichen Aufgabe heran bildet; ferner dadurch, dass das kapitalistische System insofern ausgeschaltet ist, als die Wärter kein Gehalt beziehen, sondern ihren Unterhalt durch ihre Hände Arbeit einem Stückchen Gartenland abgewinnen und die Warten weder durch Kauf und Pacht erworben, sondern vom Staat als Volkseigentum – als erste Etappe sozusagen auf dem Wege der Wiederherstellung des natürlichen Rechtszustands, der in der Rückgabe des Grund und Bodens an das Volk gipfelt – zur Verfügung gestellt werden sollen.
[….]
Vielleicht werden dereinst die Naturwarten die erste und einzige gemeinsame Basis sein, auf der sich – nachdem Kunst, Wissenschaft, Religion versagten – die Völker die Hand zum Frieden reichen, sich dem einfachen Vernunftgrunde beugend, das das **Prinzip aller Entwicklung, alles Aufstrebens auch in der Natur nicht nur der Kampf, sondern der Zusammenschluss zu gegenseitiger Hilfe ist**. Nicht mehr „Mensch und Natur“ in trennender Gegenüberstellung, sondern „der Mensch mit der Natur“ geistig, seelisch, physisch verwoben.

Über die Verfasserin des Artikels ist leider nichts bekannt.

Paul Robien
Arbeitsfreude

Der Text erschien 1921 als Broschüre im Verlag Rudolf Cerny in Wien.

I.

„Ja, wenn die Menschheit nicht so faul wäre!“ schimpfte er die Faust ballend. Er, der feudale Oberstleutnant, jetzt als Vertreter der Landwirtschaft, ist so an eine fronende und schwitzende, beim Anblick des Herrn und Treibers zusammenzuckende Masse gewöhnt, dass er sich einen freien Menschen, wie wir ihn haben wollen, gar nicht vorstellen kann. „Glauben Sie“, sagte er, „Sie arbeiten nur, wenn einer mit der Knute hinter Ihnen steht, oder wenn die Not Sie zwingt, zu arbeiten!“ – und er erwähnte ein grausiges Beispiel aus dem Schützengrabenkrieg, wo er seine Leute immer anspornen musste, damit sie ja die Grabenarbeit gut ausführten. Ich hielt ihm den ganzen verrückten und verbrecherischen Arbeitsprozess während des Krieges vor, rechnete ihm vor, daß gerade diese Arbeitswut, die im Menschen steckt, dieser Ameisenfleiß, sie ins Verderben geführt, das Leben der Nichtstuer ermöglicht hat. Nur wenn die Not sie zwingt! … Ja, vielleicht ist das das Richtigste, nur dann zu arbeiten, wenn es notwendig ist. Nein, werter Herr – eine Faulheit der Menschheit gibt es nicht, es gibt nur Faulheit notorischer Nichtstuer – und mit diesen darf nicht glimpflich verfahren werden. Manche dieser Faulenzer leiden an irgend einer Abneigung gegen das, was man ihnen zumutet. Man lasse sie wählen – und sie werden immer noch irgendwie ein Mitglied der sozialen Klasse werden. Einige haben verborgene Eigenschaften, die nur geweckt zu werden brauchen. Also von Seiten der Faulenzer besteht keine Gefahr. Die Gefahr besteht nur darin, daß die Menschheit immer wieder in Ihr Laster verfallen könnte, zu viel zu arbeiten. Man berechne doch einmal die gewaltige Summe überflüssiger Arbeit. Ungeheure Zahlen würden entstehen. Arbeit – geleistet für die Drohnen[1], geleistet für Werke des Mordens, des Zerstörens! … Mein Partner schweigt beschämt „Ja“, – sagt er, „diese Idealisten! Aber wenn keiner da ist, der eine Sache leitet, geht alles zum Teufel.“ Gut, Leiter mag es geben, aber keine Parasiten, intellektuelle Schmarotzer, die da glauben, etwas Besonderes zu sein, die da auf Autorität pochen, die die Arbeit auf der Scholle, die Beschäftigung mit den Haustieren als entwürdigend ansehen – diese Menschen können wir nicht gebrauchen. Es fehlt an guten Beispielen. Wohlan, wir geben das Beispiel. Wir, wissenschaftlich erfahrene, künstlerisch veranlagte Menschen, gehen mit gutem Beispiel voran. Für uns ist die Arbeit auf der Scholle so interessant, dass wir gar nicht die Zeit abwarten können, sie in Angriff zu nehmen. Wir wollen arbeiten, Muskelarbeit verrichten – aber

auch unseren Geist wirken lassen, um Freizeit zu gewinnen für unsere wissenschaftlichen oder künstlerischen Interessen. Wir wollen, arbeiten – aber wir fordern gebieterisch eine Möglichkeit der freien Arbeit, der Arbeit für uns, nicht für die Drohnen, für die Herrscher, die Geldteufel, die Massenmörder, die Weltlügner und die Muskelarbeit hassenden Bürokraten. Punktum! Das ist unser Weg, den wir gehen, unbeirrt. Wir wollen unser Ideal verwirklichen, wir wollen und werden! Das Forträumen der Hindernisse, die Abwehr der Parasiten – auch das ist Arbeit, auch sie soll uns Freude machen. Der soziale Kampf soll mit allen Listen und Kniffen geführt werden, Arbeitsfreude auf allen Gebieten! Keine Arbeitsunlust mehr!

Also zunächst die Schaffung des Neulands, die Eroberung des Bodens, den eine gewisse Kaste uns geraubt, der notwendigen Luft, die eine andere Kaste uns vergiftet, der Sonne, die dieselbe Kaste uns verwehrt. Auf zur Arbeit! Gewaltige Hindernisse sind weg zu räumen, und zwar sind es nicht die parasitären Elemente, die uns schrecken. Das sind schwammige, wurzellose Gestalten, die ohne die Hilfe anderer verrecken würden. Die eigentlichen Drohnen der Gesellschaft, die Despoten, Geldmänner, Berufsmörder, Pfaffen und Bürokraten – sie sind zwar die Feinde der Menschheit, aber sie erfüllen jene Mission, das eigentliche Volk immer wachsam zu halten, die Sinne zu schärfen, das Volk immer daran zu ermahnen, sie abzuschütteln, wenn es nicht selber von den Drohnen geschüttelt werden soll. Nein – schlimmer als die Drohnen sind die typischen Erbsklaven, die immer noch die Peitsche küssen, die sich eine Freiheit gar nicht vorstellen können, die bisher alle Erhebungen der Menschheit vereitelten, die Erbsklaven; die, mitten im Volke lebend, jederzeit Verrat üben – unbewusst, Ihren verkümmerten Instinkten folgend. Dieses Erbsklaventum schafft der Drohnenwelt all die Annehmlichkeiten, und der Staat, den die parasitären Elemente in Händen haben, hat ein Interesse daran, sich diese Erbsklaven zu erhalten. Die typischen Erbsklaven sind arbeitsam, sie sind produktiv, sie wirken dadurch, dass sie willig mehr leisten, als sie eigentlich leisten müssen, so lähmend auf die Erhebung der Menschheit. Nun weiß das Parasitengeschlecht kein anderes Mittel, als eine andere Kaste, verräterische, arbeitsscheue Elemente über diese Erbsklaven zu stellen – um sie und ihre Tätigkeit zu schützen. Wir haben den gewaltigen Polizei- und Wehrapparat vor uns. Nur die Leiter dieser Institution sind eigentliche Drohnen, 9/10 sind Volkssöhne, und sie sind es, die den grässlichsten Verrat, das schaurigste Verbrechen begehen: die Erbsklaven, diese tiefste Volksschicht im Interesse der Nichtstuer zu schützen – und die edlen Elemente, die Rebellen, die noch Menschenblut in ihren Adern fühlen, durch Mordwaffengewalt niederzuhalten. Erleichtert wird ihnen diese Arbeit durch ein Parasitengeschmeiß fünften Grades, Bureaukraten, die sich selbst am Körper der zur Abwehr organisierten Ar-

beiterschaft festsaugen und diesen immerfort lähmen, da nur ein gelähmter Körper stille hält. Diesen Feind, vielleicht den heimtückischsten scheinen die Massen nun allmählich kennen zu lernen.

Diese Arbeit – die Abwehr der Volksfeinde – harrt unser. Nun ans Werk. Sie waren es, die von einer Sozialisierung industrieller Betriebe – natürlich im Interesse des Staatskapitalismus faselten, um das Volk in den Hungertod zu hetzen, um die Vergiftung durch das großstädtische, industrielle Gift zu vollenden. Es ist keine leichte Arbeit, einem vergifteten Körper die schädlichen Stoffe zu entziehen. Aber sie muß begonnen werden. Die kleinsten Erfolge spornen unsere Arbeitslust an. Hei – wie sie beschämt schweigen, wenn sie in die Enge getrieben werden! Weiter, vorwärts! Keine Stunde Rast. Sie dürfen nicht zur Besinnung kommen! Die Massen horchen auf. Was wird da gesprochen: Brot, Wohlstand? Bald werden sie begreifen, und wenn die neuen Organisatoren sich vor Fehlern hüten, können sie bald die Massen auf ihrer Seite haben, die breiten Scharen als folgende Herde, die Fähigsten als aktive Truppe, die geistig Regeren als freiwillige Hilfsmannschaft bei der Vorbereitung zum Kreuzzug. Arbeitsfreude bei allen, wenn sie wissen, dass sie endlich das Land ihrer Sehnsucht erobern werden, das sonnigherbe Vaterland Erde, das vor den Toren ausgebreitet liegt. Bald steht das Millionenheer bereit. Die parteipolitischen Narrheiten und Aktionen, die romantischen Schachzüge und parlamentarischen Wahlmanöver, die zwischendurch noch mehrmals versucht werden, bringen nur Abwechslung in den Kreuzzugsplan. Sie können unserer Sache nicht schaden. Sie sind zum Tode verurteilt, weil sich immer wieder intellektuelle Schmarotzer einnisten, weil immer wieder Verräter mitwirken. Bei unserer Arbeit gibt es keine Verräter. Sie werden vielleicht einen Tag bei uns verweilen, wenn wir sie aber, einen Balken hebend, auffordern, anzupacken oder ihnen zumuten, den kostbaren Stoff einer Kloake zu verarbeiten, werden sie fahnenflüchtig werden, ganz von selbst sich aus der Gemeinschaft lösen, sich irgend wohin begeben, wo es noch möglich ist, als Parasit und Verräter zu leben. Und wenn ihnen auch dort zugemutet wird, am gleichen Strang zu ziehen, werden sie unstet und flüchtig irren, bis das Verhängnis sie erreicht. Wenn diese Armee der Produktiven fest gestaffelt dasteht, entschlossen, nicht wieder dem Ruf der Verräter zu folgen, entschlossen, die zaghaften und all zu arg versklavten Elemente dauernd zu bewachen, – dann wird die Prätorianergarde der Kronen-, Geld-, Mord- und Lügenmenschen, die famose Sicherheitstruppe ins Wanken geraten. Und wenn ihnen gar zugemutet wird, sich ihre eigenen Produkte zu schaffen, dann wird ihnen bange zumute werden, sie werden keine Zeit mehr finden, Volksgenossen zu füsilieren. Sie werden ihre Stunde nahen fühlen, eine Massendesertion wird stattfinden. Sie haben keine Bundesgenossen mehr, denn Wahrheit und Gerechtigkeit sind

auf Seiten der Fleißigen. Dann wird sich zeigen, wie fluchwürdig es ist, auf Brüder zu schießen, auf arbeitende Volksgenossen, die nichts wollen als Gerechtigkeit.

II.

Die Arbeit ist getan. Es war ein bitterer Kampf. Noch wogt hie und da die Empörung gegen die Zumutung, selber schaffen zu müssen. Wir treten unser Erbe an. Draußen, am Neuendorfer See, in dem seit Jahren leer stehenden Häuschen Raminshof wollen wir uns niederlassen. Das schwebt uns seit Jahren vor. Seit Jahren kümmerte sich kein Mensch um dieses Gehöft, die Türen und Fenster sind vernagelt, in der großen Scheune lagert Heu für das Gut Stolzenburg. Rechts die Mauerreste einstiger Stallungen. Wir konstatieren, dass außer uns kein Mensch Verlangen nach dieser Einöde gehabt hat. Kein Mensch außer uns weiß, was für köstliche Freuden gerade diese Einöde birgt. Wir wissen es. Wir haben es seit Jahren schon provisorisch abgesteckt als „Naturschutzgebiet Neuendorfer See“. Jetzt sind wir gekommen, unser Ideal zu verwirklichen. Sieben Güter in der Umgebung sind besetzt worden von Landarbeitern und Handwerkern, die alle Hände voll zu tun haben, sich einzurichten. Ein Stab geschulter Gärtner ist gewillt, in der Ortsnähe intensive Gartenkultur zu treiben. Alles ist rege, alles dürstet nach frischer Tätigkeit, alles atmet Luft, alles trinkt Sonne. Die Trägsten, die größten Zweifler beugen sich dem Geschehen, das so gewaltig wirkt, daß Eigengelüste zunächst gar nicht aufkommen. Wo ist die prophezeite Arbeitsscheu? Sie sind nicht zu bändigen in ihrem Eifer.

Wir sind unser 12. In kurzer Frist sollen noch 8 Frauen kommen. Wir kennen uns alle. Wir bilden seit längerer Zeit schon eine kleine Gemeinde auf naturwissenschaftlichem Interessengebiet. Wir sind Menschen – und hier wollen wir es ganz sein. Bei uns zeigt es sich, dass es eine Volks-, keine Parteisache ist. Wir gehörten sowohl der Bürgerklasse als auch dem Arbeiterstande an. Jetzt sind wir Eins. Bei uns gibt es keine Klassen mehr. Wir wollen neben unserer Arbeit den Naturschutz dieses Gebietes ausüben und unserer Forschung, die gerade hier äußerst günstige Ergebnisse zeitigte, fortsetzen. Danach hat keiner außer uns Verlangen gezeigt, keiner wollte in diese Einöde außer uns. Jetzt sind wir da. Nachdem wir unseren Wagen (aus dem Trümmerhaufen des Kriegsgeräts) mit den Habseligkeiten und Geräten, die uns von der Verteilungsstelle des Gutes geliefert, untergebracht, die Pferde in die Stallecke geführt, gefüttert, machen wir uns ans Gebäude, schlagen die Bretter ab, die die Fensterhöhlen bedecken, lüften, fegen die Spinnweben fort und schleppen Heu für die Nacht herbei. Immer anpassen. Immer genügsam. So lebten wir seit Jahren auf unseren naturwissenschaftlichen Exkursionen. Wie gut, dass wir so lebten! Welch einen Vorsprung haben wir vor den Gutsleuten, die sich fast närrisch und linkisch be-

nehmen. Während einige das Lager bereiten, spalten andere Holz. Einer bringt den Herd in Ordnung. Welch ein Komfort! Wir wären auch glücklich gewesen, wenn wir ganz von vorne hätten anfangen müssen. Aber haben wir nicht Anrecht auf ein Dach bei der Überfülle von Baulichkeiten? Bis in die Nacht hinein sind wir tätig. Ich glaube sicher, es wäre unmöglich, diese Arbeitsfreude, diesen Schaffensdrang zu dämpfen. Nach dem Mahl, das wir draußen einnehmen hat noch jeder etwas Besonderes vor. Das frische Grün, dass jetzt überall hervor sprosst, das diese liebliche Wüstenei überzieht, wird bald unseren Geräten weichen müssen. Wir sind gekommen, um zu leben, um das Leben, die Natur zu lieben. Bald liegen wir, immer noch plaudernd, auf der weichen Streu. Fieber haben sie alle. Ja, das Arbeitsfieber! Sie können den Tag nicht erwarten. Und da sage einer: die Menschheit geht an Faulheit zugrunde. Auch der Fünfstundentag – in unserer Gründungszeit hat er keine Aussicht, befolgt zu werden.

Schließlich siegt aber doch die Natur im Menschen. Einer nach dem anderen verfällt in süßen Schlummer. Ich wache noch. Ich weiß, in dieser Nacht werde ich kaum schlafen. Was liegt hinter uns? Welch ein Titanenkampf! Ich blicke in die friedlichen Gesichter meiner Genossen, in denen sich der Mond spiegelt. Ich will sie einzeln vorstellen. Da schlummert rechts neben mir A., ein junger Lehrer; obwohl er die Hauptfächer der Naturwissenschaft so leidlich beherrscht, will er sich doch hier hauptsächlich der Astronomie widmen. Da kein Hügel in der Nähe ist, gedenkt er sich auf einem Baum eine Sternwarte zu bauen. Da ist B. ein junger, blasser Techniker, durchgeistigt von vielen Grübeleien. Er wird uns einen Windmotor, der uns mit elektrischem Strom versieht, bauen. Neben ihm liegt C., ein Maler, überhaupt ein Tausendkünstler, der auch in praktischen Dingen auf der Höhe ist. Als einstigem Wandervogel ist ihm das Kampieren zur zweiten Natur geworden. In jener Ecke kauern die Gebrüder D., E., äußerst geweckte Jungen, der eine ein Käfer-, der andere Schmetterlingsforscher, beide aber auch in der Vogelkunde bewandert. Sie sind 17, 18 Jahre alt, leisten aber Arbeit wie ein Mann, so dass wir sie mit Freuden in unsere Gemeinschaft aufnahmen. Da ist F., ein geistig etwas schwerfälliger, aber gutmütiger und zu Scherzen aufgelegter Arbeiter, der auch in der Vogelkunde einige Erfahrung besitzt. G. ist Ingenieuranwärter. Er ist‘s, der an unserer Sache so lange zweifelte und die Menschheit für derart verdorben hielt, dass sie nur noch 100 Jahre existieren könnte. Er würde, wenn ihm die Wahl gelassen würde, mutterseelenallein auf eigener Scholle hausen. Nun hat er sich uns doch mit Freuden angeschlossen. Ja, sie wollen erst Zeichen und Wunder sehen. H. ist Botaniker, er geht gewöhnlich, die Flora in der Tasche, still einher, immer neues entdeckend. Hat er eine seltene Pflanze entdeckt, ist er wie aus dem Häuschen, I. ist Fischer und Seemann. Er wird unser Kapitän werden. J. ist Holzarbei-

ter, sowohl Tischler wie Zimmermann. Außerdem hat er Erfahrungen im Gartenbau. K. endlich ist geborener Landwirt und Gärtner. Er hat sich die Pflege der Pferde ausbedungen, sowie alle Funktionen, die mit den Pferden ausgeführt werden sollen. Das sind außer mir die Mitglieder unserer Arbeitsgemeinschaft. Da wir uns zumeist gegenseitig kennen, ist nicht zu erwarten, dass sich große Reibungen einstellen werden.

Soeben ruft der Waldkauz seinen jauchzenden Frühlingsruf in die jetzt geöffneten Fensterhöhlen. Vielleicht staunt er über die Veränderung. Ich blicke hinaus. Einen Steinwurf entfernt liegt der dunkle Wald. Ich trete ganz ins Freie und blicke seewärts, Welch ein Konzert! Bläßhühner, Taucher, Kraniche. Dazwischen das dumpfe Gestöhn der Rohrdommel. Lachmöwen kreischen, streichende Enten quarren, ziehende Wasserrallen pfeifen in der Luft. Modrig wehts vom See herüber, vom See, der seinem Ende, der allgemeinen Verlandung entgegengeht. Doch wir erleben es nicht mehr. Also – unser See ist es noch. Es gibt schönere Seen in der Nähe, aber keiner birgt so viel geartetes Vogelwild wie dieser. Die große Masse weiß das nicht zu schätzen. Wir haben diese Perle entdeckt. Wir werden wachen, dass kein Schuss eines Frevlers über seine Fläche hallt. Ruhe, Schutz dem Wild, der Natur. Eine großzügige Geflügelfarm soll an seinen Ufern entstehen, ein Dorado soll es werden für alles Getier, mit dem wir endlich Frieden schließen wollen, um es besser in seinen Gewohnheiten beobachten zu können.

Da bricht der Frühlingsmorgen an. Der Drossel Jauchzen schallt durch den Wald. Ich erhebe mich und schreite in dem taufrischen Grase vor dem Hause hin und her. Welch ein Konzert, ein Schmettern und Klingen – und doch sind‘s erst ein halbes Dutzend Arten von Sängern, Wie soll es werden im Mai. Ist dieser Genuss überhaupt zu bewältigen? Da erwachen zwei Gedanken. Erstens, dass wir das, war wir wollen, auch schon vor der Entscheidung hätten tun können. Vielleicht hätte es nur eines Bittgesuches bei dem Besitzer bedurft, damit er dieses Plätzchen, um das sich niemand kümmerte, uns überlasse. Die Forschererlaubnis hatte ich ja in der Tasche. Also keine Utopien, sondern feste herbe Erde, alles Wirklichkeit. Der zweite Gedanke: All diese Genüsse waren schon dagewesen, wir hatten sie jahraus, jahrein gekostet – jetzt genossen wir sie nur als freie Menschen auf freier Erde. Nur ein naturfreudiger Mensch kennt diese Genüsse, die noch verstärkt werden durch genaue Kenntnis der Formen, ihres Lebens. Ein naturfremder Mensch wird auch fremd sein in der Natur. Er wird sich erst an die herbe, frische Luft gewöhnen müssen.

Ich richte draußen die Herdstelle her und bereite den Morgentrank. Ein Genosse, C., der Maler ist‘s, erhebt sich. Er blickt zum See, dessen Rohrgürtel uns den Überblick wehrt. Das muss anders werden. Einen Streifen Sand-

strand müssen wir haben, zum Baden, zum Ausblick – und zur Beobachtung. Abgemacht. Bald soll‘s geschehen. Arbeit wird‘s kosten, Aber mit welcher Freude wollen wir ans Werk gehen. Die Schlafenden erheben sich einer nach dem anderen, verrichten ihre Morgenwäsche und schlürfen den inzwischen bereiteten Trank. Wir beraten, was zunächst zu tun ist. Mit dem Lager müssen wir einige Wochen zufrieden sein. Wir wollen noch kleine Verbesserungen treffen und dann mit Eifer an die Bestellung des Bodens gehen. Bis Mittag wollen wir fleißig graben. Also auf ans Werk. Zwischen den verkümmerten Obstbäumen ist der Boden mit Unkraut überwuchert. Der Techniker entwirft einen Gartenplan. Und dann geht‘s ans Graben. Der Landmann wird dauernd Kompoststoffe herbei fahren, Laub aus dem Walde, Morast vom Graben. Wir anderen stürzen uns auf die Scholle. Die Kräuter, die wir ausreißen – sind für uns Kennende nicht einfach Unkraut, wir prüfen, ob nicht irgendetwas dazwischen ist, was wir unserem Botaniker präsentieren können. Alle Augenblicke hat er etwas zu erklären. Der Entomologe[2] achtet auf Käfer- und Raupenfraß, alles hat Interesse für uns. Das ist nicht die tote, mechanische Arbeit, wie die Alltagsmenschen sie sich vorstellen. Wir bedauern, dass kein gewiefter Geologe zwischen uns ist, so müssen die schwachen Kenntnisse ausreichen. Da finden wir eine braune Schmetterlingspuppe. Welch ein Fund! Welch ein Rätsel! Liebevoll wird der Fund geborgen, in Moos gebettet. Heute noch zimmert sich E. ein primitives Insektarium. Wird das eine Freude werden, wenn wieder die Falter schlüpfen. Wie der leichte Boden sich öffnet, wie leicht dringt der Spaten ein. Und wie schön läßt es sich mit dem Rechen arbeiten. Wir raffen alles, was Dungkraft hat, zusammen und schaffen es unter Erde, damit wir nur ja erst den Anfang machen, denn wir müssen pflanzen, pflanzen! Gegen Mittag haben wir einige Ar[3] umgegraben. Und nun Schluss für heute. Andere Dinge sind zu tun. Der Landmann hat inzwischen ein Gebirge Kompoststoffe, wie er sie gerade gefunden hat, aufgehäuft. Die Entomologen sind mit ihren Fangkästen bei der Hand. Es kribbelt von Lebewesen Die Mittagsmahlzeit verschlingen sie in zehn Minuten, dann forschen sie weiter. Mehr Ruhe besitzen F. und J. Sie legen sich zu einem Schläfchen in die Aprilsonne. Ich mache mit den anderen einen Gang zum See, vielmehr zum Sumpfgürtel. Das muss anders werden. Wir müssen das Wasser zu uns leiten. Wasser müssen wir haben. Also einen Graben und ein größeres Becken mit Sandgrund und Sandstrand für Bäder aller Art. Beschlossen. Wir brechen Zweige und stecken den geplanten Binnenteich ab. Wir fiebern fast. Ach, wenn wir doch mehr Hände hätten. Es könnte keine größere Tortur für uns geben, als jetzt müßig hier herumzulungern – nach vollbrachter Tagesarbeit. Arbeit, Arbeit schreit jeder Muskel in uns.

Den Nachmittag verbringt jeder mit seiner eigenen Nebenbeschäftigung. A. sucht einen günstigen Überhälter

im Walde, wo er seine Warte errichten will. Seine Wahl fällt schließlich auf eine riesige Eckkiefer, die etwas über die anderen Bäume hinweg ragt. B. schätzt die Steine ab, die die Trümmer der Stallung bergen. Er will sein Maschinenhaus mit dem Windmotor bald in Angriff nehmen. C. geht mit mir an den See. Das Badebecken interessiert ihn lebhaft. Er läuft schon heute halbnackt einher. Wir nehmen gleich Spaten mit. Gebrüder D., E. machen sich daran, am Waldrand einen Käfergraben zu ziehen, eine schmale Rinne mit steilen Wänden, in die kriechende Insekten aller Art stürzen und nicht wieder heraus können. Den Inhalt werden sie dann alltäglich untersuchen. Auch den Köderfang wollen sie sobald wie möglich betreiben. F. macht sich ans Abstecken eines Platzes für sein Eigenhaus. Er hat eine Frau und fünf Kinder, letztere wird er erst in einigen Wochen erwarten. Die Kindes, das haben wir beschlossen, sollen in einem besonderen Hause gemeinsam erzogen werden. G. denkt nicht mehr daran, allein zu sein. Er betreibt auch Nacktkultur und hat ein Interesse an beschleunigter Herstellung des Bades. H. schnürt wie ein Fuchs auf der Wiese umher. Hat er eine Pflanze erwischt, nimmt er sie prüfend unter die Lupe. I. will mit einem Haken den Graben regulieren, der bis nahe an die zukünftige Badestelle führt. Mit kräftigem Ruck reißt er das wuchernde Schlingkraut ans Ufer. Der Landwirt wird es sich holen für die Kompostierung. J. arbeitet mit Axt und Säge im Erlenbruch. Ungefähr 30 Erlen müssen fallen, sie verwehren uns den Ausblick. Auch brauchen wir Holz. K. ist ins Dorf gezogen, um die Kuh zu holen, die uns von der Verteilungsstelle zugewiesen ist. So sind wir alle intensiv beschäftigt. Wir fluchen über die Flüchtigkeit der Zeit. Wir wünschen alle, der Tag möge hundert Stunden haben und die Kräfte mögen ausreichen für diese Zeitspanne. Ja, das ist der Frieden in der Menschenseele, der Frieden mit der Natur. Da wir alle Naturwissenschaftler sind, sind wir übereingekommen, keinerlei religiöse Handlungen in unsere Gemeinschaft zu verpflanzen als nur einen stummen Blick zur Sonne, zu den Wolken, zu der Erde. Wir sind eins geworden mit der Natur.

Wieder schaffen wir bis in die Nacht hinein. Abends haben wir einen gewissen Arbeitsplan entworfen. Dem Land wollen wir je nach der Witterung gemeinsam einen halben Tag widmen, damit wir erst vorwärts kommen. Das Gebäude hat nur sechs Räume, von denen wir zwei für die Frauen reservieren. C. will sich eine Schlafhütte am Bad errichten. K. will in der riesigen Scheune deren südlichste Ecke jetzt als Stall dient, wohnen. Bald werden wir den Grundstock legen zu einem größeren Gemeinshaftshaus, das wir auf den Trümmern der Stallungen errichten werden. Mag es langsam wachsen, wir haben Zeit. Es soll unser eigen Werk sein. Und helle soll es sein, ja, ausgerüstet mit allen technischen Errungenschaften. Die alte Strohdachromantik liegt uns

nicht. Wir sind ja Forscher und Erkennende – und bald werden wir Gäste haben aus allen Gebieten der Welt.

Unsere sieben Schöpfungstage sind vorüber. Halten wir Übersicht, was wir geleistet haben. Das ursprüngliche Gartenland ist in Ordnung, leidlich gedüngt, mag die erste Ernte auch nicht gar zu großartig ausfallen. Der Pflug hat einige Ar, auf denen wir Getreide und Hackfrüchte bauen wollen, gestürzt. Wir sind beim Pflanzen. Nachmittags arbeiten wir an unseren Verschönerungen. Ein kiesbestreuter Weg, von jungen Fichten gesäumt, führt, sanft absteigend, zum Wasser. Erlenholz mit orangefarbenen Schnittflächen liegt überall umher. Ein Haufen Bretter harrt der Zerkleinerung. Wir wollen das Gebäude so ausrichten, dass es einen Winter noch unser alter Hort ist. Die Steine sind sorgfältig aufgeschichtet, der Bauplatz gesäubert. Auf der Wiese grast die Kuh, unsere Milchspenderin. Die Lebensmittel die wir vom Gute erhalten, werden sorgfältig aufbewahrt, damit die Mäuse und sonstige Nutznießer unserer Kolonisation nicht zu ihnen gelangen. Unsere helle Freude haben wir an den Komposthaufen, die K. in langen Reihen angelegt hat. Ein Holzstab mit einer Nummer und dem Tag der Schichtung davor. **Das ist unsere ganze Kraft**, sagt der Gärtner, **diese werdende Erde. Das ist das Gut, das wir am treuesten hüten müssen.** Was hat er auch alles herbeigeschleppt. Laub, den Grabenschlamm, unsere Abfälle, Erde, Asche, Stalldünger – kurz alles mögliche. Die Kompostreihen sind sein ganzer Stolz, und wir fühlen instinktiv den Segen, der dieser Muttererde einst entsprießen wird. Unser Bad ist bald fertig. Das Wasser ist noch etwas moorig. Aber wir werden einen zweiten Graben ziehen, der einen anderen Behälter speist, dessen Überschuss schließlich wieder in den See zurückfließt. Während unserer Arbeit ziehen fortwährend Kranichheere über uns hinweg, sie waren von je Gäste hier gewesen. Wie oft hatten wir früher hier geweilt, als die feudale Macht noch über der Heimat Erde lastete. Jetzt sind sie alle unsere Lebensgenossen, kein Schuss darf ihren Frieden stören. Wir merken, dass sie von Tag zu Tag argloser werden. Der Kanal ist gereinigt. J. ist auf seinem primitiven Kahn zum ersten Male in See gestochen. Mehrere brütende Enten hat er auf den Kufen und Stümpfen gefunden. Stockenten, die sich bald an uns gewöhnen werden. Bald soll unser Hausgeflügel sich hier tummeln. Auch die majestätischen Höckerschwäne, die Zierde des Sees, können jetzt ungestört brüten, desgleichen die Lachmöven. In einigen Tagen werden wir festlichen Besuch aus Afrika erhalten: die herrlichen Flussseeschwalben, die in einigen Paaren hier brüten. Die Wildschweine und Hirsche, die hier noch zu Hause sind, haben unseren Kulturen einen Besuch abgestattet. Wir freuen uns ihrer Spuren. Sollten sie ärgeren Schaden anrichten, werden wir Nachtwachen, die ja für uns Naturfreunde ein Genuss sind, halten. D. und E. haben zum ers-

ten Male auf Nachtschmetterlinge geködert, bei dieser Gelegenheit haben sie Wildschweine und Hirsche aus dem Wald treten sehen. Die Schweine hatten sich einen Komposthaufen vorgenommen. Jedenfalls hatten sie keimende Eicheln, die mit dem Laub dort hingekommen waren, gewittert. Wir wollen nun nicht, dass unsere Arbeit durch die Wühlarbeit der Borstentiere korrigiert wird und werden um das Ganze Stacheldraht ziehen, um sie abzuwehren. Immerhin freuen wir uns, dass wir diese Wildarten zu Nachbarn haben. Wir werden schon Mittel finden, miteinander fertig zu werden. Unser Astronom hat seine Warte fast vollendet. Er sinnt nur auf bessere, bequeme Ausstattung. Er gedenkt dort oben, seinen Sternen nahe, ganze Nächte zu verbringen. Nur je einer kann ihm in seiner schwindelnden Höhe Gesellschaft leisten. Der Blick ist verhältnismäßig wunderbar. Wir werden die Warte auch als Seeblick benutzen. Einige störende Nachbarbäume mussten wir fällen.

Heute treffen die acht Frauen ein. Allgemeiner Empfang. Sie kommen so, wie sie immer kamen, wenn wir, vorausgeeilt, sie irgendwo erwarteten, mit gepackten Rucksäcken, einige haben wie immer ihre Ferngläser umgehängt. Der Wagen mit den notwendigen Habseligkeiten, die ein dauernder Aufenthalt hier erfordert, ist noch im Walde. Der Empfang ist ein herzlicher, wie er unter Naturmenschen nicht anders sein kann. Man bespricht natürlich nicht nur das materielle Wohl, sondern auch die wissenschaftlichen Dinge. Das Staunen über unsere Tätigkeit in der einen Woche ist allgemein. Wir haben aber auch getan, was in unseren Kräften stand. Wie geht‘s in der Stadt? Abbau, Abbau überall! In der Haustür prangt ein „Willkommen!“ aus frischem Fichtengrün. Während die Frauen nun ihre Lasten niederlegen, werde Ich sie vorstellen! Da ist zunächst L., die sich wohl am meisten hierher gesehnt. Eine tapfere Kameradin, die immer an erster Stelle stand, wenn es galt, unsere Ideen zu verwirklichen. Da ist M. mit ihren beiden Kindern, die ihren Vater kaum gekannt. Er fiel auf Russlands Fluren. Auch sie hat lange auf diesen Tag gewartet. N. und O., die Unzertrennlichen, glühen vor Begeisterung. Am liebsten mochten sie gleich los arbeiten, pflanzen und jäten. P. die Freundin, und jetzige Lebensgefährtin des Technikers, der sich schon den südlichen Giebel eingerichtet hat, folgte ihm ins neue Heim. G., F's Ehefrau, fühlt sich etwas bedrückt in der Gesellschaft, sie hat keine naturwissenschaftlichen Interessen, ist aber ein brauchbares Mitglied der Gemeinschaft. Die Pflege der Kuh, überhaupt das lieben Viehs, will sie übernehmen. Natürlich wird sie auch viel Arbeit mit ihren Kindern haben. R., von der wir wissen, die unserem Astronom zugetan ist, bewundert dessen Warte. Sie stammt vom Lande und hofft nun, ihre ganze Fähigkeit zu entfalten. Sie schwärmt ein wenig. Sie ist so recht das Gegenteil von S., die einen fast männlichen Zug hat. Auch sie hat unsere Idee immer belächelt, noch vor wenigen Monaten war sie, wie fast al-

le Wandervögel, nationalistisch. Jetzt aber, wo sie sieht, das alles Wirklichkeit geworden ist, findet sie alles schön.

Der Rest des Tages vergeht unter lebhafter Unterhaltung. Alles wird besichtigt. Das Bad erregt die meiste Bewunderung. Das Wasser ist allmählich klarer geworden. Auch der Kanal ist nicht mehr so schlammig. Die Aussicht wird nicht mehr versperrt. Auch nahe am See haben wir eine Warte errichtet, um über das Röhricht hinweg sehen zu können. Die Schwäne balzen. Mit aufgeblähtem Gefieder ziehen sie ihre Bahn. Die Rothalstaucher schreien wie gestochene Schweine. Leben überall, immer üppiger wird der Blumenflor. Der Regen der letzten Tage hat seine Wirkung getan. Nachdem alles besichtigt ist, versammeln wir uns zum gemeinsamen Mahl. Unsere Hände sind entlastet. Es ist so angenehm, aus Frauenhänden Speise und Trank entgegenzunehmen. Und wie wissen sie die Tafel zu schmücken. Nach dem Mahl wird der Arbeitsplan besprochen. Pflanzen, Jäten, Ordnen, Kompostieren. Wir wollen unseren ganzen Schönheitssinn entfalten. Die Harmonie mit der Natur soll aber nicht gestört werden. Dann ordnen wir unsere Schlafgemächer und die meisten gehen zur Ruhe. Eine Gruppe aber bleibt noch wach. Wir finden keinen Schlaf. Immer neue,Gedanken tauchen auf. Ja – Utopia! Wie hat man einst verhöhnt, was so schlicht natürlich und selbstverständlich ist. Die Fangarme des Parasiten abschütteln, frei zu sein. Luft und Licht, reines Brot und sei es noch herb – war das Utopia? Wir alle tragen die Spuren des Kampfes. Der eine ist innerlich, der andere äußerlich gezeichnet, mehr oder weniger. Bei allen aber lebt der Wille, die letzten Schlacken abzusondern, ganz zu gesunden in dieser freien Luft, die bisher nur jene Enterbten der Feudalen atmen durften, ohne die Wohltat zu fühlen. Kein Landarbeiter von früher hat so schwer gearbeitet wie wir in diesen letzten Tagen, keiner aber den Segen, die Freude an der Arbeit so empfunden wie wir. Freude empfinden kann nur der, der seine Stellung im Kosmos erkennt, der die vielfältigen Formen der Tier- und Pflanzenwelt, ihre Lebensweise versteht. Friede mit der Natur, Einswerden mit der Umwelt, Frieden und Freude am Werk. Das sind die Grundbedingungen des neuen Menschentums. Das materielle Gift, die Genüsse des Kerkers Großstadt – hier in dieser bisher geschmähten Einöde finden weder Gift noch Genusssucht eine Stätte. Hier herrscht nur natürliche Arbeitsfreude.

Am nächsten Tage habe ich auf unserem Stammgute zu tun. Es gehört zur Klasse der Güter, deren Besitzer wohl Reaktionäre waren, dann aber unter dem Druck der Massen doch ihre Privilegien aufgaben, freiwillig. Sie wirken jetzt als ordnende Hand. Andere, querköpfige Besitzer schaffen, irgendwo verbannt, wie jeder andere. Der Starrsinn, die Brutalität, mussten endlich einmal gebrochen werden. Mit bewaffneten Banden wollten die hart Gesottensten von ihnen ihren Besitz, der ihrer Meinung nach ihnen, nicht

dem Volk gehört, verteidigen, Blut ist geflossen. Die Verblendeten haben alle Ursache, zufrieden zu sein, dass das Schicksal so glimpflich mit ihnen verfuhr. Ich trete durch das Portal mit den feudalen Wappen. Man hat sie haften gelassen. Man kann an ihnen Geschichte studieren. Im „Herrenhaus“ ein lebhafter Betrieb. Nicht ein Hin und Her intellektueller Schmarotzer, die sich wieder durch das Hinterpförtchen gerettet haben und nun als Soundso-Beamte irgendeine wissenschaftliche Funktion ausüben – nein, eine freiwillige Regsamkeit. Man ist dabei, die Räumlichkeiten für gemeinnützige Zwecke herzurichten. Gegenstände von wissenschaftlichem Wert stehen, der Einordnung harrend, überall umher. Geologische Karten hängen an den Wänden, Tabellen über Ackerbau und Viehzucht, Volksgesundheit, Tier- und Pflanzenbilder, Landschaften, Photographien. „Wir müssen durch dieses Chaos hindurch“, sagt mir der wissenschaftliche Vertreter des Gutes, ein Geologe, der demnächst unser Vorwerk, unsere Naturschutzwarte besuchen wird. Auch er hat gezweifelt, dass es einst anders werden würde. „Gewiss, das jetzige Leben hat manche harten Züge, man muss von seiten der Arbeiter manches einstecken, im allgemeinen aber achten sie die Naturwissenschaften.“ Dann halte ich draußen Umschau. Regsame Gartenarbeit. Gerade kommt die Ackerkolonne heim. So, in dieser Ordnung, zog man früher aus zum Morden, zum Schlachtfest. Handwerker sind beim Hausbau. Es sollen 300 Köpfe hier untergebracht werden. Einige Gruppen sind ausgelassen wie lang eingepferchte, endlich freigelassene Tiere. Überall aber herrscht frohe Stimmung. Man scheint sich seit langem zu kennen, just wie bei uns. „Wenn sie nur nicht so naturfremd wären“, klagt mir der Geologe, „es ist unglaublich, wie stumpf sie an allem Natürlichen vorübergehen. Die Jugend ist begieriger. Sie ist unsere einzige Hoffnung. Die Jugend und dann wieder die Jugend. Immerhin gibt‘s kein Zurück mehr.“ Wo sind nun die Zwangsarbeiter, die Kuponschneider, die blasierten Gecken, die Kaffeehausbummler, die Zuhälter und Dirnen, kurz, der Abschaum der Großstadt? Sie irren noch im Gemäuer der Stadt umher wie die Letzten vor Moskau.[4] Man wird ihnen allmählich das Wasser abgraben, alle Tage melden sich ein paar auf dem Verteilungsamt und es werden ihnen dann Arbeitsstätten nachgewiesen. Sie verschwinden wie Tropfen in einem Fass. Die wirklichen Arbeiter haben eine helle Schadenfreude an ihnen. Nun, Spaß muss sein. Sehen wir uns jene Gruppe dort an. Wie linkisch benimmt sich jener Geck beim Graben. In einigen Wochen wird er‘s schon verstehen. Andere sind froh, dass sie dem Seuchenpfuhl entflohen sind. Ja, die Entwöhnung von Muskelarbeit, die Abneigung gegen Sonne und Luft! Die Verachtung der reinsten und interessantesten Arbeit auf der Scholle – welche Verirrung! Dieses Hineindrängen in die bürokratischen Kommissionen und Ämter, immer mehr, immer mehr – und schließlich saß der ganze Volkskörper voller Zecken. Alles sog und schmarotzte, man wusste keinen

Ausweg. Bis endlich die Empörung der allein noch nützlich Schaffenden diese Schmarotzerherrlichkeit beseitigte. Endlich, nach langer Drohnenherrschaft, die Herrschaft der Schaffenden, die Herrschaft des Menschen über sich selbst, der Versuch der Wiederaufrichtung des Artmenschen, der keine Autorität über sich duldet, der wohl wachsamere, regere Führer, aber keine Schmarotzer an seiner Spitze will. Die Vernunft hat ihre Herrschaft angetreten, in ihrem Hauch zerstob der Falschen Tücke, zerschmolzen Kronen wie ein nichtiger Tand. Elend? Wo gab es noch Elend? Wohlstand für alle, sobald dieses Chaos beseitigt ist, kein Hunger, kein Darben mehr. Die Seuchen schrumpfen ein. Die Heilkraft der Natur ist wunderbar, Ich betrete die Bibliothek. Ehemals das Arsenal des Irrsinns, in dem jeder Skribent seine Waffen gegen das Volk niederlegte, finden sich nur hoch naturwissenschaftliche, einwandfreie Werke. Belletristik, Romanliteratur – ein Teil der Wissenschaft – im Fach für Psychologie. Altes ist geordnet – das Chaos beseitigt. Die alte, morsche Weit ist an ihrem eigenen Unrat zugrunde gegangen.

Auch ich finde meine Ruhe wieder. Der Kampf war zu hart. Erst eine Woche weile ich auf Raminshof, und doch ist es mir, als weilte ich Jahre dort. Das ist der Segen der Vorbereitung, der Vorarbeit. Wie eine Offenbarung kommt es über uns. Wie die Muskeln sich stählen, die Körper sich bräunen. Wie das junge Volk sich tummelt! Wir werden morgen das Naturschutzgebiet abstecken. In diesem Jahre soll der Verkehr innerhalb dieses Gebietes möglichst vermieden werden. Die Tierwelt soll erst zur Ruhe kommen. Die Seeadler, die täglich erscheinen, wissen dies bereits. Hohe Zeit wurde es, den Frevlern das Handwerk zu legen, nichtsnutzigen Zerstörern des Friedens zwischen Tier und Mensch, des harmonischen, natürlichen Raubmords, des Regulators. Unsere Früchte gedeihen großartig. Immer neue Komposthaufen türmen sich auf. Diese neue Erde wird uns im kommenden Jahr die Arbeit erleichtern. Wir sind auch wissenschaftlich sehr rege. Unser Botaniker hat seine Freude an seinen Entdeckungen, entzückt ist er vom Wasserschlauch, dessen Blütezeit er gar nicht abwarten kann. Der Gärtner legt einige Terrassen an, tüncht die Lehmmauern der Spaliere, pflanzt Obstbäume – und alle Hände sind rege. Der Käfergraben birgt täglich neue Überraschungen. Der Wald, die Heiden und Wiesen werden vom Raupenzüchter abgesucht. Ein großes Insektarium wird stets von Neugierigen belagert. Die Entomologie hat neue Freunde gewonnen. Alles wächst, nicht nur die Pflanzen und Tiere, sondern auch unsere Werke. Die zahmen Gänse und Enten ernähren sich selbst, die Hühner treiben sich im Walde umher. Ein paar mal verschwindet ein Stück. Habichte und Rohrweihen zeigen sich von Zeit zu Zeit über dem Geflügelhof, auf dem immer einer tätig ist.

Oft sitzen wir des Abends beisammen in der Laube vor dem Hause. Die Mis-

teldrossel, auf die wir sehr stolz sind, übertönt ihre Verwandte, die Singdrossel, die dicht bei unserem Hause brütet. Mancherlei Sylvien[5] drängen sich an uns heran, als ob sie wüssten, dass hier Friede herrsche. Die Wildschweine und Hirsche stellen sich immer noch ein, aber bald ist die Einfriedung fertig. Wir halten die Verbindung mit der Umwelt aufrecht. Überall zuckt noch die Empörung gegen diese Aktion. Blinder Hass gegen die segnende Arbeit flackert wild auf. Man will nicht schaffen, man will saugen, schmarotzen, befehlen. Diesen Quertreibern geht es nicht gut. Milde ist bei ihnen nicht am Platze. Wir legen, jede Gruppe für sich, ein Verzeichnis der hier vorkommenden Arten an. Die an der Ökonomie Beteiligten zeigen einen erstaunlichen Eifer im Sammeln allerlei Früchte.

So verleben wir, immerfort schaffend, den Frühling mit seinem Vogelgeschmetter, seinem Lärm auf der Wasserfläche, seinem Blühen und Gedeihen. An Regentagen verrichten wir unter einem Dach allerhand Arbeiten, die sonst zurückgestellt werden, wie Holzzerkleinern. Eine kleine Werkstätte ist erstanden. Der Techniker arbeitet an seinem Motor. Zum Herbst soll er uns elektrisches Licht liefern. Eine Windmühle schöpft schon jetzt Wasser auf die höher gelegenen Beete. Es vergeht kein Tag, wo wir nicht auf neue Einfälle kommen. Und doch geht jetzt alles ohne Fieberhast. Zurück zur Stadt will keiner. Die Stadt – was mag dort jetzt vorgehen?

Der Maler nächtigt jetzt meist am Bai.[6] Er hat sich dort eine kleine Hütte errichtet. Ich leiste ihm oft Gesellschaft, denn ich pflege stundenlang die Sumpfvögel zu verhören. Die Tüpfelsumpfhühner machen uns viel Freude. Stockenten scheinen in diesem Jahr zahlreich zu brüten. In der südlichen Bucht nisten sicher auch Löffelenten. Die zierlichen Seeschwalben sind auch schon beim Brüten. Welch ein Paradies! Und diese Einöde war bisher nur den Jägern bekannt, bis wir sie vor einigen Jahren entdeckten und provisorisch absteckten als Naturschutzgebiet, unbekümmert um die Mordbrunst des alten Generals, der mitten im See eine Schießhütte hatte, wo er dem sinnlosen Schwanenmord huldigte. Hohe Zeit war's, dass dies Morden ein Ende nahm.

Der Sommer ist gekommen. In der Wendenacht bleiben wir alle wach. Draußen, auf unserer Terrasse mit dem Ausblick auf den See, vor einem flackernden Lagerfeuer, verleben wir sie. Ein Ziegenmelker[7] umkreist mehrmals das Feuer, die Nachtfalter fort haschend. Die Entomologen haben einen Lichtfang aufgestellt und machen etwas Beute. Helles Entzücken – wenn eine seltene Art an das straff gespannte, vom Licht beleuchtete weiße Tuch prallt. Für die Entomologie haben nun fast alle Interesse, genau wie für die Vogelwelt, die uns eigentlich zusammengeführt. Mancherlei hat sich inzwischen geändert. Die Badeanlage haben wir vernachlässigt. Wir sehnten uns zu sehr nach der freien Wasserflä-

che und haben eine Woche lang ununterbrochen Sand gekarrt, haben einen Rohrstreifen zugeschüttet und stehen nun auf festem Sandstrand, am Ufer des Sees. Das ist herrlich, das ist ein Triumph. Natürlich liegen wir stundenlang im Sand. Wir sehen überhaupt nicht mehr wie Europäer aus, auch die Frauen geben ihren Körper so viel wie nur möglich der Sonne preis. Von Tag zu Tag wird man mehr eins im Fühlen und Handeln. Eins zeigt sich hier: dass die geistig regeren, jene, die früher den bügerlichen Kreisen angehörten, meist Wandervögel, in allen Dingen mutiger sind, als die allzu arg versklavten, der Natur entfremdeten Volksgenossen aus dem ehemaligen Großstadt-Proletariat. Das zeigt sich besonders beim Nacktproblem. Die Geistigen denken viel natürlicher. Das ist der Fluch der Volkserziehung. Die Kinder laufen fast dauernd nackt umher. Sie sehen aus wie Malayen. Mancherlei Besuch haben wir gehabt, Wissenschaftler aus allen Gegenden des Reiches. Ein ganzes Netz solcher Warten ist errichtet worden. Wir haben es uns auch gefallen lassen müssen, dass man uns ein praktisches Gebäude – in vier Wochen – errichtet hat, ein solides, mit allen Errungenschaften der Neuzeit versehenes Gebäude nach einem bestimmten Typ. So sollen alle Warten aussehen. Wir finden das vernünftig. Nächste Woche wollen wir unseren Einzug halten. Es sind schöne wissenschaftliche Arbeitsräume darin, ausgestattet mit allem Erforderlichen. Wir haben auch eine elektrische Leitung bekommen. Bekommen – sage ich. Von wem? Vom Gut, das uns in allem unter die Arme greift, da es den Wert unserer Forschung anerkennt. Wie gut war es, die Leitung oder Vertretung nur aus Naturwissenschaftlern zusammenzusetzen. Keine Privilegien, keine Befehlszentrale, nur eine Auskunfts- und Registrierungsstelle, an der jeder freiwillig mitarbeitet. So kommt es, dass auf Stolzenburg sich ein Dutzend Geologen befindet, auf Sonnenwald hat ein Chemiker die Leitung. Folge – allgemeines Interesse für dieses Gebiet. Das sind die geheimnisvollen Mächte der Suggestion zum Guten. Bisher galt nur die Suggestion zum Bösen, zum Mord, zum Zerstören.

Allgemeiner Umzug. Man fühlt doch jetzt, dass der Mensch nur dann fortschreiten kann, wenn er seinen Geist in den Dienst der Arterhaltung stellt. Wir haben unsere Freude an den hellen Räumen. Wie wohl werden wir uns erst im Winter fühlen. Die alte Behausung hätte ja noch ihren Zweck erfüllt, aber auf die Dauer machte sich der Platzmangel doch fühlbar. Unsere wissenschaftliche Bibliothek musste sich mit einem dunklen Winkel begnügen. Jetzt ist alles beim Einordnen. Es liegen zwanzig Zimmer im ersten Stock, zehn für zwei und zehn für eine Person. Die Kinder sind vorläufig in den unteren Räumen untergebracht. Später sollen sie im Kinderhaus Unterkunft finden, wo sie von liebevollen Händen naturgemäß zur Selbsterziehung angeleitet werden. Im Hause, wo viel wissenschaftlich gearbeitet wird, wirkt ihre tolle Lebensfreude zu störend. Sie sind übrigens schon im-

stande, sich selbst zu erhalten, und ihre produktive Tätigkeit ist wirklich lobenswert. Soeben bringt man die ersten Körbchen mit Erdbeeren aus dem Walde.

Der Sommer ist dahin. Ich sitze im Arbeitsraum und rechne die Nesterfunde des Sommerhalbjahres zusammen. Am See brüteten diesmal die Lachmöwen und Flußseeschwalben, Schwäne und Rohrweihen, Haubentaucher, Rothals- und Zwergtaucher ungestört. Fast alle Entenarten zeigten sich zum Frühjahr zur Zugzeit. Insgesamt haben wir, die Kolonien einzeln mit gerechnet, wohl 500 Nester gefunden, die sich auf über 100 Arten verteilen. Ich will dieses Ergebnis meinen Freunden mitteilen, da stürzen die Gebrüder D., E. herbei mit dem Ruf: „Die Totanidenschwärme[8] sind da!“ Wir gedenken der glücklichen Stunden vor Jahren, wo wir hier geweilt, um die nordischen Wanderer zu begrüßen. Auf unserer Sandbank tummeln sich, wenn sie nicht von Menschen besetzt ist, fortwährend Vögel aller Art. Hinaus also ins Freie. Wie lieblich klingen die Flötenpfiffe der Wasserläufer. In diesem Jahre sollt ihr es gut haben. Keine Schrotspritze soll euch auf eurer Wanderung auseinander treiben. Die Seeadler sind wie früher ständige Gäste. Sie finden unter den Blässhühnern, die geradezu in Massen den See bevölkern, reichlich Nahrung, so dass sie nur wenig fischen. Ach, was für Gäste haben wir nicht schon gehabt: Eisvögel, schwarzen Storch, Fischadler. Die größten Überraschungen wird aber erst der Herbst bringen. Wir sind Tag für Tag unterwegs. Die Gartenarbeit drängt nicht so. Spielend leisten wir das erforderliche Quantum. Reichlich Zeit bleibt für unsere Forschung. Im kommenden Jahre werden wir es noch bequemer haben. Ja, der Herbst. Wir haben beschlossen, unsere ganze Siedlung durch lebendige Hecken, Vogelbeeren, Weißdorn, Schlehdorn, Heckenrosen, Spindelbaum und Haselnuss zu umfrieden. Das wird ein Leben werden im Winter. Auch die Sandbank werden wir um einen halben Meter erhöhen, damit sie auch im Frühjahr bei Hochwasser betretbar ist. Der Kanal soll verbreitert werden. Unser Seemann arbeitet Tag für Tag mit seinem selbst erfundenen Bagger. Den Schlamm holt sich unser Landwirt, dessen „Befehle“ auszuführen, uns wirklich Spaß macht. Er kennt keine intensive Forschung wie wir und so ergänzen wir uns. Wir haben jetzt leichte Karren und wir werden uns mit Eifer an unsere Erdarbeit machen, sobald der Vogelzug nachlässt oder einförmig wird. Für den Winter haben wir reichlich Beeren geerntet für unseren sowie für den Vogelbedarf. Futterplätze sollen an verschiedenen Stellen errichtet werden. Um Heizmaterial sind wir nicht bange. Fürs erste reicht der Holzvorrat, Torf ist in Menge vorhanden. Unser Techniker will mit Elektrizität heizen. Seine Turbine ist fertig. Er probt sie täglich aus, wie Nansen ruft er bei heftigem Herbststurm aus: ein guter Mühlenwind! Er schmunzelt dann und rechnet uns vor, was diese über die Erde streichende Kraft altes treiben und erzeugen kann. Der Zimmermann arbeitet an einem Wintergar-

ten. Wir wollen anscheinend auf nichts verzichten. Da alles gut vorwärts geht, wollen Hunderte bei uns wohnen. Wir müssen natürlich ablehnen, überall ist's schön. Siedelt euch an. Immer dichter wird das Netz der naturwissenschaftlichen Warten. Es scheint, als solle dies die Zukunftssiedlung sein: die Gemeinschaft naturerkennender, naturschützender, alle Arbeit selbst verrichtender Menschen. Davon haben wir gar nicht einmal geträumt. Aber so wirken die Gesetze der Suggestion bei den Menschen. Die nächste Warte liegt kaum 20 km entfernt. Sie ist nach denselben Grundsätzen errichtet. Es freut uns, dass eine solche Einheit zustande gekommen ist. Vor uns hängt eine Karte mit Fähnchen. Jeden Tag können wir eine neue aufstecken. Überall Warten-, Forscher-Siedlungen mit Naturschutz und Meldepflicht. Die Fäden der Meldungen laufen in der Stadt zusammen, dieser Sammelpunkt gibt sie an eine Reichszentrale weiter, die dann ihrerseits die Weltwarte verständigt. Das ist die höchst erhabenste Freude: die Naturerkenntnis. Für Menschen, die sich einmal zu dieser Warte aufgeschwungen, gibt es keine Kleinlichkeit, keinen krankhaften Ehrgeiz, keine Autoritäts-Ehrfurcht mehr. Jede Meldung sei es biologischer oder phänologischer Art, jeder Fund ist wertvoll, aber nur, weil er nicht materiellen Gewinn, sondern Freude, reine, echte Arbeitsfreude bringt. Wir kennen keine toten Jahreszeiten, keine Langeweile; wir brauchen keine zweifelhaften Genüsse für Mund, Auge und Ohr. Wir sind die Repräsentanten eines neuen Menschengeschlechts, das langsam heraus wächst aus dem noch immer vorhandenen Chaos. Ein Geschlecht, das berufen ist, die Menschheit zu erlösen.

Nun ist auch der Winter da, der Winter mit seiner Öde. Wenn man früher einen Menschen hierher verbannt hätte, wäre er verzweifelt. Wir fühlen uns auch im Winter wohl. Unsere Vorräte sind geborgen. Im kommenden Jahre wollen wir so viel Kornfrucht bauen, wie wir benötigen. Dann wird auch die Gemüse- und Obsternte eine bessere sein. Die Komposthaufen schlafen ihrem Tag entgegen. Sie werden Wunder hervorbringen. Gemütlich ist's bei uns. Es gibt keine kalten Zimmer, kein Frösteln. Wir sind aber meist, wenigstens den Tag über, draußen. In sternklaren Nächten besteigt unser Astronom seine Warte. Mehrere Futterplätze für Vögel und Haarwild[9] haben wir angelegt. Die Meisen kommen dicht ans Fenster. Ein Rotkehlchen treibt sich auf dem Gehöft umher. Finkenvögel aller Art stellen sich ein. Die Ebereschen, die wir aushängen, locken Wachholderdrosseln und Amseln, Dompfaffen und Seidenschwänze an. Welch ein buntes Bild. Auf den Feldern hocken seit einigen Wochen ungefähr 500 Saatgänse, die jetzt, wo sie nicht beschossen werden, äußerst arglos sind. Sie fressen Schaden! Welchen Schaden? Das ist ein überwundener Standpunkt. Sie sollen satt werden. Der See trägt, solange er offen ist, das bunteste Vogelleben: nordische Tauchenten und Säger, Höckerschwäne und Gänse. Dann fällt Schnee. Welch ein Zuwachs von

hungrigen Beeren- und Körnerfreunden. Die Gänse ziehen ab. Dann friert der See. Alles verschwindet, was Schwimmer heißt. Etwas eintönig ist‘s über der Eisfläche. Aber am Kanal, der nicht zufrieren will, und am südlichen Graben hält sich noch einiges Leben, ein Eisvogel, ein paar Stockenten. Auf dem Hof arbeiten wir fleißig in Holz. Die Entomologen gehen auf Larvenjagd. Sie spalten Baumstümpfe und machen reiche Beute. Ihre Puppensammlung, die sie z. T. in warmem Raum erhalten, bringt ihnen und uns fast täglich Überraschungen. Alle Morgen sitzen so ein paar dicke Falter am Drahtgewebe. Dann geht‘s ans Bestimmen, was nicht immer leicht ist. Dann gehen wir Spuren lesen im Walde, stöbern den Wildschweinen, den Füchsen nach, fangen Mäuse zu Studienzwecken, kurzum, wir wissen gar nicht, wie schnell der Winter vergeht. Im Februar treffen die ersten Lerchen ein. Das Eis bricht auf, Enten und Säger stellen sich wieder ein. Wir treffen die ersten Vorbereitungen zur Frühlingsarbeit, immer aber der vielen Nachschauer, die ein deutscher Frühling zum Gefolge hat, gewärtig. Schnee, Regen, Frost und Tauwetter wechseln in bunter Folge. Jede Veränderung bringt eine Überraschung.

Und die Menschen? Zerfleischen, begeifern sie sich nicht gegenseitig? Herrscht nicht Feindseligkeit und Zwietracht zwischen den Einzelnen, bilden sich nicht Gruppen und Parteien? Gruppen wohl – aber Parteien? Interessengruppen – und doch eine Einheit: der Wille zum Leben. Die Freude an der Arbeit lässt keinen Raum zum Klatsch und Gehässigkeit. Wohl mag mancher stille Seufzer hinaus flüchten zu den Angehörigen, die es nicht so gut haben, da nicht überall die natürliche Freude am Schaffen herrscht. Aber hier hat Unlust keine Stätte gefunden, die Kleinlichkeiten des Lebens macht aber jeder mit sich ab. Der eine oder der andere mag eine stille Sehnsucht in der Seele tragen, bei einigen ist sie bereits gestillt: drei Paare haben sich gefunden, still, ohne Festlichkeit! Und was das Wichtigste ist: ohne Kautschukstempel, ohne bürgerliche Vormundschaft. Sie genießen ihr Glück in reichlichem Maße – und wir alle genießen mit. Jeder kann die Siedlung verlassen, wann er will, aber keiner trägt bis jetzt Verlangen danach. Der Zimmermann sagt: „Jetzt erst lebe ich als Mensch. Hol‘ der Teufel das verfluchte Geld! Geld!“ Da müssen wir mit Grausen an dieses fluchwürdige Tauschmittel denken, das jahrhundertelang die Menschheit quälte, an das Geld, dessentwillen all das Blut geflossen, die Güter vernichtet! Ja, es wurde Zeit, dass man ein Attentat auf dieses Gift unternahm, ehe es den letzten Rest von Vernunft erstickte. Fast schien der Geldteufel zu triumphieren, da zog rechtzeitig eine mutige Hand den Menschen vom Rand des Abgrunds.

Die psychologische Interessengruppe ist nicht allzu stark. Ich konnte nur L. und M. für dauernde Mitarbeit gewinnen. Die anderen bewundern dafür unsere Leistungen. Wir sitzen oft bis Mitternacht beisammen und bearbei-

ten unser Feld. „Der größte Teil aller psychologischen Literatur ist wertlose Makulatur“, sagte Haeckel[10]. Er hatte recht. Aus dieser Makulatur das Brauchbare herauszulegieren, ist unsere Aufgabe. Es ist nicht viel. Die Menschheit hat ihren Irrwahn erkannt. Die falsche Lebensweise, die Verkümmerung der Muskeln und Sinne auf Kosten einer komplizierten, nutzlosen Denkarbeit – das hat sich gerächt. Denken – ohne Boden unter den Füßen, das erscheint heute jedem Menschen als närrisch. Vor kurzem noch gehörte es zum guten Ton, recht verworren zu denken und diese verworrenen Gedanken auszusprechen. Man nannte das Bildung. Und war nur dem zugänglich, der mit Geld gesegnet war. Welch ein schreiender, verrückter Zustand, unter dem die Besten verkümmerten, die Verschlagensten ans Ruder kamen. Nun sitzen wir hier, um einigermaßen Ordnung zu schaffen auf diesem Gebiet der Wissenschaft.

Wir besprechen die Reaktion, die hier und da ihr Haupt erhebt, besonders da, wo man sich all zu gern in Sicherheit hüllt. Die parasitären Elemente, an jahrhundertelange Macht gewöhnt, können den Verlust nicht Verschmerzen, den Wechsel nicht vertragen. Hier und da kommt es zu Revolten, die spielend leicht unterdrückt werden. Wir wollen mit beraten, was mit diesen Menschen geschehen soll. Es heißt, es sind geistige Größen darunter. Gewöhnlich stellt man sie zur Strafe zwischen zwei fleißige Arbeiter. Sie fügen sich dann meist. Geheime Verschwörungen bilden sich Allerorten, sogar Mordwaffen werden hervor gezaubert. Im großen und ganzen sind es die letzten Wutausbrüche einer vernunftlosen Kaste, die nur das Rauben, Morden und Lügen kannte, nun gezwungen ist, mit zu schaffen an einer neuen Weit. Sie haben keine Freude an diesem Werk. Sie hassen die Arbeit – und was liegt da näher, als sich mit Gleichgesinnten zusammen zu rotten, um den alten Zustand wieder herbei zuführen. Wo sind die Erbsklaven, die Fleißigen, die sonst für sie fronten? Sie sind aufgegangen im Heer der Schaffenden. Wo sind die weißen Gardisten, auf die doch immer Verlass war, wenn es galt, die Säulen des Schmarotzertums zu stützen? Sie sind froh, dem Mordwerkzeug entronnen zu sein. Sie werden scharf bewacht. Es gibt kein größeres Verbrechen als Sorglosigkeit in einer Übergangszeit. Erst die Jugend kann dieser Kontrolle entbehren. Sie wächst heran in einer neuen Weit, in der es zwar keine Engel, keine vollwertigen Artmenschen – aber auch keine Drohnenherrschaft gibt. Wo sind die Arbeitsunfähigen, die Siechen und Kranken? Ihre Zahl ist doch Legion. Wo sind sie? Die Menschheit hat sie nicht getötet, wie es der Wunsch vieler war, die nur von diesem Mord das Heil der Artmenschen erwarteten. Sie leben, aber sie können die Menschheit nicht weiter infizieren, sie sind unschädlich gemacht durch Isolierung. Die große Masse aller Kranken, die durch falsche Lebensweise, durch Mangel an Luft und Sonne ruiniert wurden, sie sieht ihrer Heilung entgegen. Ungeheuer ist die

Heilkraft der Natur. Erstaunliche Kräfte, bisher geheimgehalten, birgt allein die Sonne.

Endlich einmal weile ich in der Stadt. Ich habe auf dem Museum zu tun. Welch eine Veränderung! Verschwunden die fratzenhafte Reklame, das grelle Marktgeschrei. Nicht mehr Lug und Trug, nicht mehr die Produktion von Tand und Flitter, von Talmi- und Schundwaren. Die industriellen Betriebe sind bis auf die Hälfte schon eingestellt, die Rohstoffe werden nur noch für nützliche Dinge verarbeitet. Wie einfach! Man geht allmählich dazu über, die Betriebe aus der Stadt zu ziehen, sie mit dem Land zu verbrüdern. Der Verkehr hat sein Fieber verloren, die gierige Hast. Nicht mehr rollen die Produkte von Ort zu Ort, wie es früher war als die plutokratische Laune regierte. Wer hat dieses Wunderwerk vollbracht? fragt mein ehemaliger Nachbar am Museum. Wunder ? Ich sehe keine Wunder, es ist ein ganz natürlicher Vorgang der Durchbruch der menschlichen Vernunft und Naturerkenntnis. Der Wahnsinn der Drohnen hat sich ins eigene Grab gesenkt. Die versklavte, naturfremde Masse klammerte sich in letzter Not an die wenigen, vernünftigen, selbstlosen und naturgläubigen Führer – und der Aufstieg begann, Schritt für Schritt. O, was ist noch zu tun! Ich denke gerade wieder an die Firmenschilder, an die Reklamesockel. Es war der Gipfel der Blödsinnigkeit. Es war die Wipfelkrankheit der Menschheit Die Häuserfronten mögen den Narren jetzt kahl erscheinen, da die Narretei ausgelöscht ist.

Frohe Zuversicht finde ich bei meinen Berufsgenossen im Museum. Von Zeit zu Zeit arbeiten sie hier, um ihre Forschungsergebnisse an der Hand der Sammlungen zu prüfen. Ein Gewählter weilt fristweise als Leiter einer Abteilung hier. Diese Ordnung darf nicht gestört werden. Das ist keine Machtzentrale. Da ist die Abteilung für Anorganisches (Astronomie, Geologie, Chemie, Technik usw.), die Abteilung für Menschenkunde (Ethnologie, Psychologie usw.), die Abteilung für übrige Zoologie (Säugetiere bis Mikroorganismen), die Abteilung für Pflanzenkunde. Das ist die ordnungsgemäße Erfassung aller Gesetze, alles Seins und Geschehens. Das Chaos ist überwunden. Nicht mehr können naturfremde Politiker ihre Geißel über die gequälte Menschheit schwingen, nicht mehr die Erde mit Blut überschwemmen. Nicht mehr können Intellektuelle kraft ihrer geistigen Fähigkeit ein Schmarotzerleben führen. Der Muskel gilt so viel wie das Hirn. Das war den meisten noch vor kurzem undenkbar. Heute glauben sie es, müssen es glauben – die Erhaltung der Art forderte die Aufgabe der intellektuellen Privilegien.

Ich weile auf dem Arbeitsamt, wo die Siedlungen nachgewiesen werden. Planmäßig, ohne bürokratische Kunst, einfach und schlicht ist das System. Was noch in der Stadt weilt, weiß, dass es dem Rufe zur Mitarbeit, zur

Mithilfe auf den Gütern folgen wird oder es weiß, wo es Erholung findet – in den Stadtgärten, die wie ein grüner Kranz das Stadtbild umrahmen wie einst Damaskus. Die Verschleuderung der Abfälle hat ein Ende. Die Millionenwerte werden nicht mehr in den Strom gespült, so dass sie das Wasser verpesten. Die Technik hat Mittel gefunden, alles ohne Aufsehen und Unannehmlichkeit fort zu räumen zum Segen des Bodens, der willig gibt, was man von ihm fordert, da er seinen geforderten Tribut zurück erhält.

Ich begebe mich zum internationalen Büro, wo ich ebenfalls zu tun habe. Der Naturschutz hat zur rechten Zeit eingegriffen, das weiße Gift, die Schießpulverkultur hatte unter den Arten der fernen Weltteile schon derartige Lücken gerissen, dass es vielen unmöglich erschien, den Niedergang aufzuhalten. Die Naturverwüstung schrie zum Himmel. Rasende, mordbrünstige Übermenschen stapften über die Erdenfluren, blutige Spuren bei jedem Schritte hinterlassend.

Ich gehe auf die Straße. Ein Zug Bewaffneter kommt vorüber. Gestern fand wieder eine geheime Verschwörung statt. Arbeitsscheue Intellektuelle: ehemalige Parteiführer, Redakteure, Börsenmenschen, Offiziere, Pfaffen, Lakaien und ein Heer einstiger Bürokraten, die jetzt zu Muskelarbeit gezwungen sind, zu segnender Arbeit in Luft und Sonne sie haben noch einmal versucht, sich aufzubäumen, mit Mordwaffen wollten sie die Vernunftherrschaft brechen. Schon im Keime erstickte ihr Unternehmen. Jetzt werden sie auseinandergerissen, man übergibt sie truppweise den Arbeitern, die sie in die Mitte nehmen und dauernd bewachen. Das ist die schwerste Strafe für sie.

Ich kehre in die Stadt zurück und dringe in das Innere vor, in jene Seuchenreviere, die Tuberkulose, Syphilis und andere Geißeln in Reinkultur züchteten. Ich staune: ganze Stadtblöcke sind geräumt. Wo sind die Fensterscheiben? Es herrscht Mangel an Glas. Man braucht ungeheure Mengen zur Gartenkultur. Ein Pioniertrupp versperrt mir den Weg. Achtung – zurück! Ich lasse mich in jenen Menschenknäuel drängen, der das Schauspiel bewundern will. Fast atemlos harre ich der Dinge, die da kommen sollen. Die Pioniere tun ihre Pflicht. Eine Minute, bang und geräuschlos, verstreicht. Da – ein Donner, ein Krachen, Splittern, ein malmendes und berstendes Geräusch. Eine Wolkensäule verwehrt mir den Anblick des Zusammenbruches. Ich bin unfähig, ein Wort zu sprechen, bewältigt von einem gewaltigen, weltumfassenden Gedanken: Ein unersättliches, mordbrünstiges, mit allen Lastern mit allen Falschheiten und Tücken gefülltes Ungeheuer bricht zusammen. Eine alte Welt, eine Weit der Fäulnis, der Zersetzung, die die Menschheit jahrhundertelang gefoltert, geschlagen, belogen und betrogen, stürzt ein. Aus tausend Kehlen dringt ein einziger Schrei – ein Schrei der Erlösung! Was

bargen die Mauern! Wie viele Schwären, Laster und Gebrechen, Elend und Siechtum. Das war der Nährgrund der parasitären Elemente. Aus diesem Pfuhl sogen die gleißenden Drohnen ihre Säfte und Kräfte – aus dem grauen Zuchthaus Großstadt. In diesem Grabgewölbe sollte die arbeitende Menschheit – die keine Arbeitsfreude, keine Lust am Schaffen mehr kannte, zugrunde gehen. Nun hat ein guter, rettender Geist sie hinaus geführt in das herbe, aber sonnige Vaterland Erde, das schon vor den Toren beginnt. Dort ist Friede, dort herrscht Arbeitsfreude …

Anmerkungen der Herausgeber

[1] Als „Drohnen“ wurden in der Arbeiterliteratur (in Analogie zu den Bienen) Personen bezeichnet, die auf Kosten anderer lebten, ohne eigene Arbeit zu leisten, z. B. Gutsbesitzer, Aktionäre.

[2] Insektenkundler.

[3] Flächenmass, 1 Ar sind 100 Quadratmeter.

[4] Anspielung an die versprengten Soldaten der Tuppen Napoleons, die das brennende Moskau einnehmen konnten, aber demoralisiert zum Rückzug gezwungen wurden.

[5] Die mit dem lateinischen Namen „Sylviidae“ (Grasmücken) bezeichnete Gattung umfasst kleine Singvögel, wie Schwirle und Rohrsänger, die heute selten geworden sind.

[6] Niederdt. für „Bucht“.

[7] Nachtaktive Vogelart, auch Nachtschwalben genannt. Plinius der Ältere verbreitete in seiner Naturgeschichte die irrige Auffassung, dass die Vögel nachts die Euter der Ziegen aussaugen. Die Art ist auf der Roten Liste als gefährdet verzeichnet.

8 Unter Tonatiden bezeichnete man früher die Gattung der „Wasserläufer“, heute mit „Tringa“ bezeichnet.

[9] Unter „Haarwild“ werden die zum Jagdwild zählenden Säuertiere gerechnet.

[10] Ernst Haeckel (1834-1919), Mediziner, Zoologe und Philosoph. Er vertrat als einer der wichtigsten Naturwissenschaftler seiner Zeit den Monismus und förderte damit pantheistische Tendenzen vor allem in der Freidenkerbewegung, der viele Anarchist*innen nahestanden. In seinen populärwissenschaftlichen Vorträgen sorgte er für die Verbreitung der Evolutionstheorie Darwins. Durch sein Eintreten für die „Züchtung von Menschen“ gilt er heute als Wegbereiter der Eugenik und Rassenhygiene. Die Nationalsozialisten nutzten Teile seines Werkes für ihre Propaganda.

Rolf Cantzen
Gustav Landauer und Peter Kropotkin

Auszug aus: Rolf Cantzen, Weniger Staat – mehr Gesellschaft: Freiheit – Ökologie – Anarchismus, Frankfurt am Main 1976, 2. Auflage 1987, S. 185-193 und 202-205.

„Diese Welt aber, die Natur, in ihrer Sprachlosigkeit und Unaussprechlichkeit, ist unendlich reich gegen unsere sogenannte Weltanschauung, gegen das was wir als Erkenntnis oder Sprache von der Natur schwatzen."
Gustav Landauer

Mentalität und ökologische Sensibilität

In einigen anarchistischen Schriften ist eine Einstellung gegenüber der Natur festzustellen, die sich recht deutlich von denen der etablierten Sozialismustheorien unterscheidet. Diese besondere Einstellung, die in einigen Aspekten erläutert werden soll, bezeichne ich mit „ökologischer Sensibilität". Sie beruht auf einer besonderen Mentalität oder „Geisteshaltung", die bereits die ökonomischen und gesellschaftlich-politischen Vorstellungen im Anarchismus prägte. Im folgenden möchte ich vor allem am Beispiel erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Positionen auf diese spezifisch anarchistische Mentalität aufmerksam machen und zeigen, wie sich hieraus ökologisch relevante Stellungnahmen und Schlussfolgerungen ergeben.

Erkenntnistheoretische Skepsis und das Mensch-Natur-Verhältnis – Landauer

Aus den zuvor kritisierten Theorien, Metaphern und Klischees der heutigen Ökologiediskussion spricht ein Naturverständnis, das von den theoretischen Naturwissenschaften längst aufgegeben wurde. In diesem bereits zuvor kritisierten Denken kommt, wie ich meine, genau das Naturverständnis zum Ausdruck, das für die Missachtung der Natur als bloßes Material menschlicher Bedürfnisbefriedigung und für die so mitverursachte Naturzerstörung verantwortlich gemacht wird: In beiden Fällen wird vorausgesetzt, dass die Natur der menschlichen Erkenntnis vollständig zugänglich –, dass sie „in den Griff zu bekommen" ist. Der Unterschied liegt – vereinfacht gesagt – nur darin, dass die heutigen Ökologen erklärtermaßen die Natur deshalb erkennen wollen, um sich ihr anzupassen (was auch immer das bedeuten mag), während im kritisierten „alten", „ausbeuterischen" Naturverständnis die Natur dem Menschen angepasst werden soll. Die Arroganz des intendierten „Erkenntniszugriffs" ist in beiden Fällen die gleiche. Beiden Auffassungen liegt ein Erkenntnismodell zugrunde, das in der theoreti-

schen Naturwissenschaft, etwa bei Heisenberg, bereits kritisiert wurde.

Vertreter der heutigen theoretischen Naturwissenschaft wissen, dass das Erkenntnisobjekt durch bestimmte Fragestellungen präformiert ist. Heisenberg etwa ist in seinem Zugang zur Natur erheblich vorsichtiger und zudem um einiges „dialektischer“ als Bookchin, Amery u. a. So schreibt er: „Im Blickfeld dieser Wissenschaft steht ... vor allem das Netz der Beziehungen zwischen Mensch und Natur, der Zusammenhänge, durch die wir als körperliche Lebewesen abhängige Teile der Natur sind und sie gleichzeitig als Menschen zum Gegenstand unseres Denkens und Handelns machen. Die Naturwissenschaft steht nicht mehr als Beschauer vor der Natur, sondern erkennt sich selbst als Teil-dieses Wechselspiels zwischen Mensch und Natur.“[1] Heisenberg betont, dass der „Zugriff der Methode ihren Gegenstand verändert und umgestaltet“.

Der Chemienobelpreisträger Prigogine verstärkt diese Skepsis gegenüber der traditionellen Annahme, dass die Natur das Gegebene und in Gesetzmäßigkeiten zu fassende sei. Prigogine ging der Tatsache nach, dass bei gleicher Anordnung von Experimenten in der Mikrophysik unterschiedliche Ergebnisse zustande kamen und erklärte dies im Gegensatz zur traditionellen Annahme, die Natur sei durch Gesetzmäßigkeiten strukturiert, die der Mensch nur aufspüren müsse, damit, dass es auch Spontanprozesse in der Natur gebe: „Wir haben entdeckt, dass die Irreversibilität ... eine wesentliche Rolle in der Natur spielt und vielen Prozessen spontaner Selbstorganisation zugrunde liegt.“[2] Die Wechselwirkungsprozesse zwischen Mensch und Natur betonend, kritisiert Prigogine die klassische Weltauffassung, „in der der Kontrolleur dem Kontrollierten, der Herrschende dem Beherrschten gegenüberstanden“ und in der von einer „stabilen Realität“ ausgegangen wurde, „deren Existenz man sich vergewissern konnte“.

Die „alten Gewissheiten der Naturerkenntnis“ haben sich, so Prigogine/Stengers[3], verflüchtigt. Heutige Ökologen hingegen versuchen, diese alten Gewissheiten zu restaurieren. Die Naturwissenschaftler beginnen also die Naturerkenntnis als Wechselbeziehung zwischen Mensch und Natur zu reflektieren und betonen, dass die Natur, wie sie der menschlichen Erkenntnis zugänglich ist, konstituiert ist von der Methode und den Instrumenten (der Anordnung von Experimenten), mit denen der Mensch an sie herantritt. Die Abhängigkeit der Naturerkenntnis vom erkennenden Menschen und seinen kulturellen und sozio-ökonomischen Einflüssen veranlasste auch Heisenberg einerseits zu der Schlussfolgerung, dass das naturwissenschaftliche Weltbild aufhört, „ein eigentlich naturwissenschaftliches zu sein“[4], und andererseits zu einer Skepsis gegenüber den Naturwissenschaften und der Grenzen ihrer Erkenntnismöglichkeiten[5]: Natur war für ihn immer auch das Unbekannte, das nur unzulänglich Er-

fassbare, in das einzugreifen, auch verheerende Folgen haben kann. Eine solche erkenntnistheoretische Skepsis verbindet sich mit Warnungen vor unvorhersehbaren Folgen einer technischen Umsetzung.

Die in der Ökologiediskussion oft pauschal kritisierten Naturwissenschaftler sind im Gegensatz zu so manchen politischen oder sozialen Ökologen also weit entfernt vom arroganten Anspruch, Natur „an sich“ erkennen zu können. Diese Skepsis gegenüber einem Erkenntnismodell, das den Menschen als Kontrolleur einer zu kontrollierenden Natur gegenüberstellt und zudem von der Vorstellung einer potentiellen Erkennbarkeit der Natur, wie sie „an sich“ ist, ausgeht, lässt auf eine Mentalität schließen, die sich von der herrschaftlichen der traditionellen Naturwissenschaften ebenso unterscheidet wie von der Arroganz vieler heutiger Ökologen. Eine solche Mentalität verbindet eine größere „ökologische Sensibilität“ und Rationalität mit dem Verzicht auf den Anspruch, mit dem Feststellen von ökologischen Kreisläufen, Gleichgewichten etc. das schlechthin gültige Erklärungsmodell gefunden zu haben.

Die zuvor zitierten Naturwissenschaftler und einige Vertreter des Anarchismus teilen diese Skepsis der Erkennbarkeit der Natur „an sich“ aus einer Mentalität heraus, die „ökologische Sensibilität“ ermöglicht. Auch beim Anarchisten Gustav Landauer fehlt die Arroganz, die Natur „an sich“ oder die Welt als Ganzes erkennen oder vollständig aneignen zu können. Er weist auf die Gefahr hin, die Welt zu „entleiben“, wenn sie „in die leeren Appartements unserer Assoziationen und Allgemeinbegriffe hinein komplementiert“ wird. Diese seien „Totschlagsversuche gegen die lebendige Welt“[6]. „So also steht es: unsere Welt ist ein Bild, das mit sehr armseligen Mitteln, mit unseren paar Sinnen, hergestellt ist. Diese Welt aber, die Natur, in ihrer Sprachlosigkeit und Unaussprechlichkeit, ist unendlich reich gegen unsere sogenannte Weltanschauung, gegen das, was wir als Erkenntnis oder Sprache von der Natur schwatzen.“[7]

Die erkenntnistheoretische Skepsis geht bei Landauer zwar erheblich weiter als bei den zuvor genannten Naturwissenschaftlern, doch hat sein Welt- und Naturbild mehr mit den Einsichten der modernen Naturwissenschaft gemeinsam als mit dem der traditionellen Naturwissenschaft und dem von heutigen Ökologen wie Bookchin, Amery oder dem Naturverständnis, wie es bei Bloch und im dialektischen Materialismus zum Ausdruck kommt. Der Zusammenhang von einer Skepsis gegenüber erkenntnistheoretischen und praktischen Vorstellungen, die Natur „in den Griff zu bekommen“ und Mystik, die eine Natur- und Welterfahrung eröffnen will, die über die sprachlichen und rationalen Begrenzungen hinaustritt, beruht auf einer Mentalität, die sich von der eines Kontrolleurs oder Machthabers sehr deutlich unterscheidet. Die aus einer solchen Mentalität hervorgehen-

de erkenntnistheoretische Position Landauers stimmt tendenziell mit Auffassungen des „erkenntnistheoretischen Anarchisten“[8] Paul Feyerabend überein. Er kommt zu dem Schluss: „An die Stelle der einen absoluten Welterklärung und der qualvollen vergeblichen Versuche, ihrer habhaft zu werden, treten Bilder der Welt, deren verschiedene ergänzend neben einander herlaufen können, Bilder, von denen wir wisse, dass die nicht die Welt ‚an sich‘, sondern die Welt für uns sind ...“[9]

Die „Natürlichkeit“ und Sozialität des Menschen – Kropotkin

Aus diesen erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Einsichten resultiert eine Mentalität, die sich von jener Mentalität des Kontrolleurs oder Eroberers unterscheidet, von wenigen Ausnahmen abgesehen, unser abendländisches Verhältnis zur Natur dominiert. Die folgenschwere Reduzierung der Natur auf eine bloße Ressource oder auf ein bloßes Material, das der menschlichen Bedürfnisbefriedigung zur Verfügung steht, liegt zweifellos mitbegründet in der rigorosen Trennung des Menschen von der Natur im Christentum. Diese bleibt in der neuzeitlichen Philosophie, etwa bei Descartes, erhalten, der dem Menschen die Aufgabe zuweist, sich der Natur, die er als eine Art Maschine versteht, zu bedienen. Wie Descartes sahen auch Galilei und Newton die Natur mathematischen Gesetzen unterworfen, deren Kenntnis sukzessive Macht über die Natur verleiht.[10] In der Realisierung der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse seit Mitte des 19. Jahrhunderts erhielt dieses Naturbild seine technische Gestalt.

An die Stelle des Menschen als Kontrolleurs tritt bei Hegel und Marx die Rolle der mit dem Naturmaterial produzierenden Geschichte. Die Mentalität eines reinen Benutzungsverhältnisses verstärkt sich. Pointiert formuliert Passmore: „Nichts könnte ökologisch fataler sein, als die hegelianisch-marxistische Lehre, dass die Natur, bevor sich der Mensch ihrer bedient, nichts anderes als ein Potential ist.“[11]

Die Einstellungen gegenüber der äußeren Natur korrespondieren mit der gegenüber der menschlichen Natur. Vor allem der Protestantismus reduzierte zusammen mit der natürlichen Umwelt auch die soziale Umwelt des Menschen zum bloßen Material der Arbeit und des Gelderwerbs, wie Max Weber in seinen Studien zur „Protestantischen Ethik“ nachweist.[12] Der ökonomische Erfolg sei der Indikator dafür, ob ein Mensch in göttlicher Gnade stehe und für die ewige Seligkeit prädestiniert sei oder nicht. Der damit existentielle Bedeutung bekommende berufliche Erfolg machte eine Lebensführung notwendig, deren „Ziel es war, den Status naturae zu überwinden, den Menschen der Macht der irrationalen Triebe und der Abhängigkeit von Welt und Natur zu entziehen (und) der Suprematie des planvollen Wollens zu unterwerfen ...“[13].

In säkularisierter Form blieb diese körper- und sinnenfeindliche Mentalität bis heute erhalten. Die menschliche Natürlichkeit steht einer vollständig durchrationalisierten Lebensführung ebenso entgegen wie die äußere Natur. So galt die innere wie äußere Natur als etwas, was dem rationalen Zugriff und der planvollen Kontrolle unterworfen werden muss. Diese Bedrohung durch das Natürliche schlug sich auch im Verständnis der Natur als grausame und „böse" nieder, das sich in den unterschiedlichsten theoretischen Kontexten wiederfindet. Bei Darwin blieb trotz allen Bemühens um „Wissenschaftlichkeit" das tradierte Verständnis der Natur als grausame und „böse" erhalten und führte zur Vernachlässigung kooperativer Formen im Kampf ums Dasein". Auch Sigmund Freud stellt das Verhältnis von Natürlichkeit und Lust auf der einen Seite und Ordnung, Zivilisation und Kultur auf der anderen Seite als Gegensatz und permanenten Konflikt dar, der nur auf Kosten des Lustprinzips zu lösen sei. Bookchin stellt Freud, wie ich meine sehr treffend, in eine natur- und leibfeindliche Tradition, in der die Natur als eine destruktive verstanden ist, die „zerfressen (ist) von Egoismus, Rivalität, Grausamkeit und dem Streben nach unmittelbarer Befriedigung". Sie macht eine repressive Zivilisation als Korrelat notwendig, die geprägt ist von „Rationalität, Arbeit und einer Epistemologie der Selbstrepression" und ein Realitätsprinzip hervorbringt, „... das die störrische Natur unter seine Knute zwingt und der Menschheit die Matrix für Kultur, Kooperation und Kreativität verleiht"[14].

Im Denken Kropotkins ist diese Ideologisierung der äußeren und menschlichen Natur als grausame, böse und unkooperative durchbrochen, ohne Natur umgekehrt als harmonisch zu ideologisieren. Wie bei Landauer findet man hier Tendenzen, die die traditionelle herrschaftliche Mentalität gegenüber der Natur sprengen. Diese andere Mentalität kommt in seiner Anthropologie und Ethik der Gegenseitigen Hilfe zum Ausdruck. Zwar vermisst man bei Kropotkin eine gründlichere Reflexion auf den theoretischen Stellenwert der Gegenseitigen Hilfe – als „wissenschaftliche Ethik", an die sich geschichtsteleologische Spekulationen anschließen, ist sie sicher unhaltbar –; doch trotz dieser Mängel lohnt sich eine kritische Aneignung.

Wie bereits erläutert, versteht Kropotkin die Gegenseitige Hilfe nicht als Gegenposition, sondern als eine, wenn auch erhebliche, Modifizierung der Darwinschen Selektionstheorie. Der Kampf ums Dasein wird nicht, wie im Anschluss an Darwin von den Sozialdarwinisten, als Kampf des individuellen Menschen mit anderen Menschen und der äußeren Natur, sondern als Auseinandersetzung kooperierender Individuen gegen widrige Naturumstände gesehen. Die Natur wird bei Kropotkin ebenso wenig zum schlechthin Feindlichen oder gar Unreinen und Bösen stilisiert, wie der Kampf ums Dasein als alles dominie-

rendes Prinzip der Natur und damit auch als natürliches menschliches Verhalten verstanden wird. Kropotkins differenzierteres Verständnis der äußeren Natur und der menschlichen Natur sind vor allem geprägt durch seine ethnologischen Untersuchungen und historischen Studien.

Kropotkin ersetzt nicht das zu seiner Zeit ideologisch sehr wirkungsvoll eingesetzte Konfliktmodell – der Kampf ums Dasein als alleiniges Prinzip der Evolution – durch ein Harmoniemodell, wie etwa Bookchin und Amery, sondern modifiziert es: Im Kampf ums Dasein werden Konkurrenz und Konflikte, wenn möglich, vermieden; innerhalb und sogar zwischen den Tierarten wird vor allem durch Gegenseitige Hilfe und Kooperation das Überleben ermöglicht. So begreift Kropotkin den Menschen als Naturwesen, dessen Sozialität und Kooperationsbereitschaft ihm im Laufe der Evolution zur biologischen Verhaltenskonstante geworden ist. Dieses Verständnis des Menschen als einem von Natur aus sozialen Wesen steht dem in der abendländischen Tradition dominierenden Natur- und Menschenbild entgegen.

Zu diesem Verständnis des Menschen kommt bei Kropotkin hinzu, dass er die Natürlichkeit des Menschen und die den Menschen umgebende Natur nicht abstrakt, sondern im jeweiligen sozio-historischen Kontext reflektiert. Trotz aller Liebäugelei mit dem Positivismus Comtes ist Natur bei Kropotkin nicht das schlechthin Gegebene, das sukzessive erkannt und technisch verwertet werden kann. Er unterscheidet zwischen naturwissenschaftlicher und gesellschaftswissenschaftlicher Methode. Zudem wendet er sich gegen den naturalistischen Fehlschluss, aus naturwissenschaftlichen Tatsachen – und damit auch aus einer vermeintlichen Erkenntnis einer Natur „an sich" – soziale Ideen abzuleiten.[15]

Kropotkins Verständnis einer natürlichen Sozialität oder einer sozialen Natürlichkeit des Menschen hat zwei Konsequenzen: Einmal können Natur und Sozialität, Natur und Kultur, nicht mehr als Antagonismus verstanden werden, wie etwa bei Hobbes und Freud; damit ist einem repressiv-autoritärem Staatsverständnis die Legitimationsgrundlage bestritten; ebenso ist der Annahme Freuds widersprochen, die mit der von Hobbes konvergiert, dass nämlich die menschliche Natürlichkeit aggressiv, asozial und destruktiv sei und dessen Unterdrückung erst Kultur, Gesellschaft und Kooperation ermögliche. Die zweite Konsequenz besteht darin, dass ein solches Verständnis einer natürlichen Sozialität oder einer sozialen Natürlichkeit einer polarisierenden Trennung von Mensch und Natur bzw. Gesellschaft und Natur entgegensteht und damit auch einer Mentalität, aus der heraus die äußere Natur auf ein bloßes Material menschlicher Bedürfnisbefriedigung reduziert wird.

Die Verbundenheit mit dem „großen Ganzen“ – Landauer und Kropotkin

In Kropotkins anarchistischer Gesellschaftsutopie ist mit der Aufwertung der menschlichen Natürlichkeit als Grundlage der menschlichen Sozialität auch die Polarisierung von Natur und Gesellschaft, menschlicher Natürlichkeit und gesellschaftlicher Ordnung aufgehoben. Kropotkin betont den Aspekt der Verbundenheit des Menschen mit seiner natürlichen und sozialen Umwelt und lässt damit auch, wie ich meine, durchaus so etwas wie eine ökologische Sensibilität erkennen: Eine dezentral strukturierte Gesellschaft, bestehend aus kommunitären Gemeinschaften, müsse sich das Gefühl der Verbundenheit mit der natürlichen Umwelt erhalten, indem sie neben industrieller, handwerklicher und wissenschaftlich-kultureller Arbeit auch stets Landwirtschaft betreibt und durch diese Arbeit mit der Natur den Bezug zu ihr erhält. Eine solche Gesellschaft, so hebt Kropotkin hervor, würde erkennen, „dass sie nichts gewinnt“, wenn sie den Menschen durch spezialisierte Arbeit und eine Arbeitsteilung „des ungebundenen Umgangs mit der Natur beraubt und es ihm unmöglich macht, ein bewusster Teil des großen Ganzen zu werden“[16].

Das von Kropotkin entworfene Selbstverständnis des Menschen als „bewussten Teils des großen Ganzen“ schließt ein antagonistisches Verständnis des Mensch-Natur-Verhältnisses aus. Er vermeidet die im traditionellen Naturverständnis (u. a. im Protestantismus, bei Hobbes und Freud) vorgenommenen Polarisierungen und die daraus resultierende Ordnungsvorstellung, mit der das zuvor Getrennte – Mensch und Natur, menschliche Natürlichkeit und Sozialität/Kultur – in einem hierarchischen Erklärungsmodell wieder zusammengefügt wird. Er betont dagegen den Aspekt der Verbundenheit des Menschen mit seiner Natürlichkeit und der natürlichen Umwelt. Er versteht den Menschen als Naturwesen, die menschliche Sozialität als natürliche und die menschliche Natürlichkeit als soziale. Die Verbundenheit mit dem Ganzen resultiert mit der bewussten Vermeidung der traditionellen Trennungen und Polarisierungen weder aus einem vermeintlichen Zugriff auf die Natur „an sich“ noch aus einem Begriffsdenken, das, wie Landauer sagt, auf einen „Totschlagsversuch gegen die lebendige Welt“ hinausläuft.

Eine solche Mentalität, die sich auch in gesellschaftstheoretische Konzeption umsetzt und darüber hinaus ein Gefühl der Verbundenheit mit der natürlichen und sozialen Umwelt ausbildet, müsste Freud der Basis seines „Konfliktmodells“ als etwas Unemanzipiertes erscheinen. Er klassifiziert das „... allumfassende Gefühl, welches einer innigen Verbundenheit des Ich mit der Umwelt“ entspreche, als ein „infantiles Relikt“ aus einer früheren Entwicklung der Menschheitsentwicklung, das überwunden werden müsse.[17]

Zwei deutlich zu unterscheidende Mentalitäten treffen hier also aufeinander: Freuds Denken basiert auf einem antagonistischen Verständnis von Natur und Kultur, menschlicher Natürlichkeit und Sozialität und impliziert eine Vorstellung des Menschen als Kontrolleur des vor allem als Bedrohung verstandenen Natürlichen. Kropotkin hingegen betont die Verbundenheit mit dem Natürlichen, ohne das Mensch-Natur-Verhältnis als ein „herrschaftsloses" zu bestimmen.

Auch bei Landauer findet sich dieses Gefühl der Verbundenheit mit dem „großen Ganzen". Dieses Verbundenheitsgefühl ist sehr deutlich zu unterscheiden von den „holistischen" Begriffskonstruktionen und den damit verbundenen einheitlichen Weltanschauungen. Deutlicher als bei Kropotkin drückt dieses Gefühl bei Landauer zwei Bestrebungen aus: mit der Welt in Gemeinschaft zu kommen und mit den Menschen in Gemeinschaft zu kommen. Es ist das „Allgemeingefühl", das „Unendlichkeitsgefühl", das in der unaussprechbaren mystischen Naturerfahrung wirkt, und es ist das Gefühl, das den Menschen mit der Menschheit, seiner Geschichte und Zukunft verbindet. In der Umschreibung dieses alles verbindenden Unendlichkeits- und Allgemeinheitsgefühls spricht Landauer in der ihm eigentümlichen ironisch gebrochenen Emphase von „Liebe": „Die Liebe ist darum ein so himmlisches, so universelles und weltumspannendes Gefühl, ein Gefühl, das uns aus unsern Angeln, das uns zu den Sternen emporhebt, weil sie nichts anderes ist als das Band, das die Kindheit mit den Ahnen, das uns und unsre ersehnten Kinder mit dem Weltall verbindet."[18]

So drückt sich mit der Vorstellung der Verbundenheit von Mensch und Mensch sowie Mensch und Natur eine Mentalität aus, die eine deutlich andere ist als die Herrschermentalität, die in der Natur lediglich eine Ansammlung von Objekten sieht, die zu kontrollieren und der menschlichen Bedürfnisbefriedigung zu unterwerfen sind. Ob und wie diese Verbundenheit von Mensch und Natur mit dem Begriff des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur zu vereinbaren ist und ob und wie das Gefühl der Verbundenheit sich mit einer rationalen und anthropozentischen Bestimmung des Mensch-Natur-Verhältnisses verbinden lässt, steht im folgenden zur Debatte.

Landauer: Marxismuskritik als Industrialismuskritik

Die Kritik am Industrialismus durch Gustav Landauer ist wohl die differenzierteste im Anarchismus. Sie ist verbunden mit einer Kritik am Fortschrittsmodell des 19. Jahrhunderts, das, wie Landauer und auch heutige Industrialismuskritiker meinen, sehr deutlich im Historischen Materialismus der Marxisten zum Ausdruck kommt. In seiner Marxismuskritik werden in polemischer Schärfe die zentralen Argumente vorweggenommen, die heute gegen eine Verabsolu-

tierung des ökonomisch-technischen Fortschritts angeführt werden. Seine Marxismuskritik ist zugleich Industrialismuskritik.[19]

Das Fortschrittsmodell der Marxisten, so meint Landauer, sei nichts weiteres als die Widerspiegelung der in der Mitte des 19. Jahrhunderts rasanten Entwicklung von Industrie und Technik: „Der wirkliche Fortschritt der Technik (ist – Anm. d. Verf.) ... die tatsächliche Grundlage für den ideologischen Überbau, nämlich für die Utopie des Entwicklungssozialismus der Marxisten."[20]

Damit kritisiert Landauer in Hinblick auf sein eigenes Verständnis von Sozialismus die Auffassung, dass die Technik bzw. die Produktivkraftentwicklung die entscheidende Antriebskraft der Geschichte darstelle und schließlich auch die revolutionäre Beseitigung des Kapitalismus und den Aufbau des Sozialismus gewährleiste. Das Basis-Überbau-Theorem und die Widerspiegelungstheorie ironisch aufnehmend, fährt Landauer mit seiner Kritik des Marxismus fort: „Weil aber nicht nur die fortschreitende Technik in ihrem Geistchen sich abspiegelt, sondern ebenso auch die übrigen Tendenzen der Zeit, darum ist ihnen auch der Kapitalismus Fortschritt, ist ihnen auch der Zentralstaat Fortschritt. Es ist gar nicht bloße Ironie, dass wir hier die Sprache ihrer sogenannten materialistischen Geschichtsauffassung auf die Marxisten selbst anwenden. Sie haben ja doch diese Geschichtsbetrachtung irgendwoher genommen ..."[21]

Dass die Marxisten ihre Geschichtsbetrachtung „irgendwoher genommen haben", dass die Geschichtsbetrachtung und das damit verbundene Sozialismusverständnis „aus dem Schoße der industriellen Produktivitätsideologie entstanden" sind[22] – darauf wird heute in ökologisch-sozialistisch orientierten Gesellschaftstheorien hingewiesen.

In einem weiteren Aspekt nahm Landauer die heutige Kritik am Marxismus vorweg. Er wendet sich gegen die marxistische Auffassung, dass bereits im Kapitalismus die Arbeit „gesellschaftlich" und die Produktivkräfte „sozialistisch" seien und dass es zur Verwirklichung des vollständigen Sozialismus lediglich einer Inbesitznahme der (in ihrer Struktur unveränderten) kapitalistischen Produktionsmittel bedürfe. Eine kapitalistische Gesellschaft werde, so Landauer, nicht schon damit sozialistisch, dass der Kapitalismus „den Besitzer wechselt": „Weil also, sagen die Marxisten, der Sozialismus noch sozusagen im Privatbesitz der Unternehmer ist, die wild drauflos produzieren, da sie ja schon im Besitz der sozialistischen Produktivkräfte sind ... (entstehen Krisen, die – Anm. d. Verf.) daher kommen, dass zu der gesellschaftlichen Produktionsweise ... die Regulative der statistisch kontrollierenden und dirigierenden Weltstaatsbehörde notwendig ist. Solange die fehlt ... muss alles drunter und drüber gehen."[23]

Landauer hält Sozialismus oder Anarchie nur dann für realisierbar, wenn Strukturen geschaffen würden, die eine gesellschaftliche und ökonomische Selbstverwaltung ermöglichten. Die „kapitalistische Technik" verhindere, so Landauer, eine Aneignung durch die damit Arbeitenden und somit auch Selbstverwaltung. Die Produktionsmittel des Kapitalismus determinierten nach Landauer Hierarchie und Herrschaft, sind also keineswegs „neutral" und können nicht unverändert in den Sozialismus übernommen werden, da sie den angestrebten „Gesellschaftssozialismus" mit dezentral und genossenschaftlich angewandten Produktionsmitteln entgegenstehen.

Gerade aber einen solchen genossenschaftlichen und auf Selbstverwaltung basierenden „Gesellschafts-Sozialismus" strebten die Marxisten nicht an, da sie in ihren Zielvorstellungen noch derart dem Kapitalismus verhaftet seien, dass sie selbst auf Kosten der politisch-sozialen Emanzipation autoritär-zentralistische Strukturen unangetastet ließen, um ein Wachstum des materiellen Wohlstandes zu ermöglichen: „Der echte Marxist will gar nichts wissen von bäuerlichen Genossenschaften, von Kreditgenossenschaften, von Arbeitergenossenschaften, selbst wenn sie ins Großartige gewachsen sind: ganz anders imponieren ihm kapitalistische Warenhäuser, in denen soviel Organisationsgeist für Unproduktives, für Raub und Usurpation, für den Verkauf von Tand und Schund aufgewendet ist."[24]

Diese Einwände gegen eine vorrangige Orientierung der Produktion an der Steigerung des Konsums bei Vernachlässigung der Selbstbestimmung, Selbstverwaltung und Qualität der Arbeit gewinnt heute an Bedeutung und brachte zu Beginn des 19. Jahrhunderts Landauer den Vorwarf der Fortschrittsfeindlichkeit ein. Diese Kritik an einer Verabsolutierung des Konsums ist heute auch von erheblicher ökologischer Bedeutung.

Die Landauersche These der Eigenständigkeit und Eigenberechtigung von Emanzipationsforderungen – gleichgültig ob individueller, sozialer, politischer oder ökonomischer Art – und ihrer theoretischen Entkoppelung vom Entwicklungsstand der Produktivkräfte wird auch heute von einigen ökologisch-sozialistischen Marxismuskritikern postuliert. Sie sehen wie Landauer keinen notwendigen Zusammenhang von Produktivkraftentwicklung und politisch-sozialer Emanzipation. Landauer nahm, so lässt sich festhalten, zentrale Argumentationen der heutigen Marxismus- und Industrialismuskritik vorweg und ordnet sie in einen sozialismustheoretischen Zusammenhang ein. Seine Marxismus-/Industrialismuskritik, die sich heute wiederholt und sich als äußerst aktuell erweist, richtet sich also vor allem gegen folgende Auffassungen:

– der Motor der Geschichte sei die Produktivkraftentwicklung,
– der Sozialismus könne als bloße Weiterentwicklung des Kapitalismus verstanden werden,
– die Produktionsmittel des Kapitalis-

mus seien (potentiell) sozialistische,
– die Organisation der Arbeit im Kapitalismus sei bereits „gesellschaftlich“,
– die Produktivkraftentwicklung sei gekoppelt mit politisch-sozialer Emanzipation.

Der Abdruck erfolgte mit freundlicher Zustimmung des Verfassers.

Anmerkungen

[1] Heisenberg, W. (1955) Das Naturbild der heutigen Physik, Hamburg, S. 21.
2 Prigogine, I./Stengers, I. (1981) Dialog mit der Natur. Neue Wege naturwissenschaftichen Denkens, München/Zürich.
[3] Ebenda, S. 294.
[4] Heisenberg, W. (1955) Das Naturbild der heutigen Physik, Hamburg, S. 21.
[5] Ebenda, S. 23.
[6] Landauer, G. (1978) Skepsis und Mystik. Versuche im Anschluss an Mauthners Sparchkritik, Münster/Wetzlar, S. 6.
[7] Ebenda.
[8] Feyerabend, P. (1980) Thesen zum Anarchismus, in: *Unter dem Pflaster liegt der Strand*, Bd. 1, S. 127-133.
[9] Landauer, G. (1978) Zur Geschichte des Wortes ‚Anarchie‘, in: Valeske, H.-J. (Hg.), Gustav Landauer, Entstaatlichung, Wetzlar, S. 5-18.
[10] Sachsse, H. (1984) Ökologische Philosophie. Natur – Technik – Gesellschaft, Darmstadt, S. 29 und Crombie, A. C. (1977) Von Augustinus bis Galilei. Die Emanzipation der Naturwissenschaft, München, S. 538ff.
[11] Passmore, J. (1980) Den Unrat beseitigen. Überlegungen zur ökologischen Mode, in: Birnbacher, D. (Hg.), Ökologie und Ethik, Stuttgart, 1980, S. 207-246, hier S. 225.
[12] Weber, M. (1975) Die protestantische Ethik I, Eine Aufsatzsammlung, Hamburg, S. 128 f.
[13] Ebenda, S. 135.
[14] Boockchin, M. (1985) Die Ökologie der Freiheit. Wir brauchen keine Hierarchien, Weinheim und Basel, S., 179 f. Bookchin will durch sein Konzept einer radikalen sozialen Ökologie „die Natur von diesem grausamen Bild, das wir traditioneller Weise von der natürlichen Welt und ihrer Evolution gemacht haben“, wie er schreibt, „erlösen“. Diese *Erlösung* sieht bei ihm so aus – die religiöse Metaphorik ist hier durchaus angebracht –, dass er die Naturgeschichte zur eschatologischen Heilsgeschichte stilisiert, die in einer Öko-Anarchie ihr seliges Ende findet. Analog des jüdisch-christlichen Mythos haben sich die Menschen schuldig gemacht, indem sie Herrschaft über Menschen und anschließend (!) auch über die Natur ausübten, was mit dem Rausschmiss aus dem Paradies der nicht-hierarchischen „organischen Gesellschaft“ geahndet wurde. Auch hier geht bei Bookchin der kritische Gehalt einer m. E. durchaus angemessenen Relativierung des dominierenden Naturverständnisses verloren, weil er nicht sein Naturverständnins aus heuristischen Gründen dem traditionellen entgegensetzt, um letzteres kritisch zu reflektieren, wie dies m. E. sinnvoll sein könnte, sondern um sein Naturbild, das er aus der Natur „an sich“ abzuleiten glaubt, als neue ökologische Wahrheit an die Stelle des traditionellen Naturbildes zu setzen. Auf dieser Basis konstruiert er dann seine ganzheitliche Weltanschauung. Aus Bookchins erkenntnistheoretischem Zugriff auf die Natur spricht, wie bereits kommentiert, genau die traditionelle und herrschaftlich arrogante Mentalität, die er selbst kritisiert.
[15] Kropotkin, P. (1983) Der Anarchismus. Seine Philosophie/Sein Ideal, in: Ders., Der Anarchismus, Siegen-Eiserfeld, S. 102-117.
[16] Kropotkin, P. (1976) Ethik. Ursprung und Entwicklung der Sitten, Berlin, S. 22.
[17] Freud, S. (1974) Das Unbehagen an der Kultur,

in: Mitscherlich, A. u. a. (Hg.) Studienausgabe Bd. IX, Frankfurt, S. 191-270, hier S. 200 f.

[18] Landauer, G. (1978) Skepsis und Mystik. Versuche im Anschluss an Mauthners Sparchkritik, Münster/Wetzlar, S. 21.

[19] Landauers Polemik mag zwar von den zu seiner Zeit gängigen „mechanistischen Geschichtsauffassung" angeregt sein. Es sei aber zu Bedenken gegeben, dass sehr viele Äußerungen von Marx und Engels (deutlicher noch bei Lenin) vor allem zur „Widerspiegelungstheorie" und zum „Sein-Bewußtsein-Theorem" eine undialektisch-mechanistische Interpretation nahelegen (Cantzen, R. [1984] Gesellschaftdeterminismus oder Utopie – Zur Kritik des marxistischen Geschichtsdeterminismus, in: Scherer, K.-J./Vilmar, F. [Hg.] Projektgruppe Ein alternatives Sozialismuskonzept: Perspektiven des Ökosozialismus, Berlin, S. 374-391). – Auch ist Landauers Marxismuskritik differenzierter, als die folgenden ironischen Äußerungen es zunächst vermuten lassen. Sie läßt sich m. E. weder mit dem Hinweis abtun, er verwechsle undialektische Marxinterpretationen mit dem Werk von Marx, noch damit, er habe lediglich das „Kommunistische Manifest" zur Kenntins genommen, nicht aber das „Kapital".

[20] Landauer, G. (1978) Aufruf zum Sozialismus, Wetzlar, S. 57.

[21] Ebenda.

[22] Rosanvallon, P. (1979) Für eine Wirtschaft der Autonomie, in: Huber, J. (Hg.), Anders arbeiten – anders wirtschaften usw. Frankfurt, S. 213-229, hier S. 213.

[23] Landauer, G. (1978) Aufruf zum Sozialismus, Wetzlar, S. 55 f.

[24] Ebenda, S. 47.

John Clark[1]
Elisée Reclus –
Die Menschheit, die Natur und das anarchistische Ideal

Aus: Ne znam, Zeitschrift für Anarchismusforschung, Nr. 1 vom Frühjahr 2015, S. 68-81.

Obwohl Reclus seine „Voyage à la Nouvelle-Orleans“ (Reise nach New Orleans) und die Briefe aus Louisiana im Alter von gerade einmal 25 Jahre geschrieben hat, belegen sie reichlich, welche Richtung sein politisches und soziales Denken im nächsten halben Jahrhundert nehmen sollte. Die Beschreibungen seiner Reise durch die Karibik und den Mississippi hinauf zeigen eine tiefe Empfindsamkeit für die natürliche Welt. Seine scharfsinnige Wahrnehmung der Natur drückt sich sowohl in präzisen wissenschaftlichen Beobachtungen von Phänomenen aus, als auch in plastischen, poetischen Beschreibungen.[2] Seine Kommentare über Themen wie Sklaverei, politische Korruption und die zunehmende Herrschaft ökonomischer Werte offenbaren uns eine prägnante Sozialkritik, die inspiriert ist von einer Leidenschaft für die Freiheit und einer Liebe zur Menschheit – die sich empört über jede Unterdrückung und Ungerechtigkeit. All diese Eigenschaften des jungen Reclus‘ sollten sich in seinem späteren Werk ausprägen, mit dem er sich zu einem führenden Wissenschaftler seiner Zeit entwickelte, zu einem prophetischen Verfechter des ökologischen Gleichgewichts und einem bedeutenden Theoretiker der menschlichen Emanzipation.

Beginnend mit seinen frühen Arbeiten, zeigt Reclus großes Interesse an der Aufrechterhaltung einer ausgeglichenen Beziehung zwischen der Menschheit und dem Rest der Natur. Er schreibt von einer „geheimen Harmonie“, die zwischen der Erde und der Menschheit bestehe, und warnt: „wenn es sich unvorsichtige Gesellschaften erlauben, Hand anzulegen an die Schönheit ihres Landes, so werden sie es letztlich immer bereuen.“[3] Was immer wir der Natur antun, so Reclus, tun wir unausweichlich auch uns selbst an. Er beobachtet: „Dort wo der Boden verunstaltet ist, dort wo jede Poesie aus der Landschaft verschwunden ist, erlischt die Vorstellungskraft, verkümmert der Geist, bemächtigen sich Routine und Unterwürfigkeit der Seelen und weihen sie der Lähmung und dem Tode.“[4] Kurz, ein Angriff auf die natürliche Welt ist unmittelbar ein Angriff auf die Menschheit selbst.

Trotz Reclus‘ großer Sorge um den Missbrauch der Natur durch die Menschheit, war er bei weitem kein Verfechter der Idee, dass das Erstreben unseres eigenen Wohlergehens zwangsläufig zerstörerisch für die Natur sein müsse. Wenn der „Mensch“ geleitet ist von der „innigen und tiefen Harmonie seines Werkes mit dem der

Natur“[5], dann ist es menschlichen Schöpfungen tatsächlich möglich, die Schönheit und Güte, die wir in der Natur als Ganzem finden und schätzen, zu ergänzen und in Einklang mit ihr zu gelangen. Das passiert in den Fällen, schreibt Reclus, in denen wir: in denen „der Mensch“ mit seinem Handeln „der Erde [hilft], anstatt sie erbittert und brutal zu bekämpfen“ und „an der Verschönerung wie auch an der Verbesserung seines Landes“ arbeitet und erlernt, „den Landschaften, die ihn umgeben, mehr Zauber, mehr Reiz und Erhabenheit zu verleihen.“[6] Reclus merkt an, dass es seinerzeit gute Beispiele für die Art und Weise gab, wie landwirtschaftliche Produktivität versöhnt werden kann mit einer Aufwertung der Landschaft. Er bemerkt, „das Schöne und das Nützliche können sich auf vollkommenste Weise verbünden“; wie etwa in bestimmten Gegenden Englands, der Lombardei und der Schweiz, wo die Landwirtschaft tatsächlich „am fortschrittlichsten ist“.[7]

Doch er sieht diese Beispiele eher als Ausnahme denn als Regel des modernen Zeitalters. Im Allgemeinen sehen wir, dass „alles heruntergewirtschaftet wurde“, so dass das Übriggebliebene „eine von tausend Kleinigkeiten verschandelte Pseudo-Natur [ist] – von hässlichen Bauten, gestutzten und verrenkten Bäumen, brutal durch Wäldchen und Wälder geschlagenen Fußwegen“.[8] Er merkt an, dass die Motivation für unseren Umgang mit der natürlichen Welt nicht „ein Ausdruck des Respekts und Gefühls“ für die Natur gewesen ist, sondern eher – was einige seiner Sorgen in der „Reise nach New Orleans“ wiederspiegelt – „rein industrielle oder kommerzielle Interessen“.[9] Er schlussfolgert, dass die rücksichtslose Zerstörung der Natur andauern wird, solange es keinen Prozess einer grundlegenden gesellschaftlichen Transformation gibt. Unsere Ansichten und Motivationen müssen sich ändern, und dazu müssen die gesellschaftlichen Institutionen, die sie prägen, auch transformiert werden. Kurz gesagt, das ökonomische und politische System, das sowohl die Menschheit als auch die Natur beherrscht und ausbeutet, muss abgeschafft werden.

In seiner Analyse der zerstörerischen Effekte der Gesellschaft auf die natürliche Welt zeigte Reclus einen Grad von Bewusstheit für Probleme wie den Verlust an Biodiversität und ökologische Störungen, der seinerzeit ziemlich ungewöhnlich war. Bereits in den 1860ern warnte er vor den Gefahren für die alten Wald-Ökosysteme in Nordamerika. Er verweist auf die tragische Zerstörung „kolossaler“ und „edler“ Bäume wie der Sequoias an der Westküste: ein „vielleicht irreparabler Verlust“, denn es „braucht Hunderte und Tausende von Jahren“ für ihre Regeneration.[10] Er bespricht auch den Schaden aufgrund der Einführung von exotischen Pflanzen und Tieren in Ökosysteme, ohne dass deren Auswirkungen auf das natürliche Gleichgewicht in Betracht gezogen worden wären.

Ein verwandtes Problem, das in Reclus‘ Augen von großer Bedeutung war, ist unser Umgang mit anderen Spezies. Für seine Epoche recht ungewöhnlich, verband er eine Leidenschaft für soziale Gerechtigkeit mit einem großen Interesse am menschlichen Umgang mit Tieren. Er prangerte die Tatsache an, dass so viele gesellschaftliche Einflüsse „zusammen [arbeiten], um den kindlichen Charakter ... abzuhärten“ und unseren Sinn für die Verwandtschaft mit einem Wesen zu zerstören, das „aber trotzdem so wie wir liebt, so wie wir fühlt und sich unter unserem Einfluss ebenso wie wir weiter- oder zurückentwickelt.“[11] Er denkt, dass die Aufzucht von Tieren als Nahrungsmittel eine sowohl ethische als auch ästhetische Katastrophe gewesen ist. „Es ist nur eines der traurigsten Ergebnisse unserer Gewohnheit Fleisch zu essen, dass die dem Appetit des Menschen geopferten Tiere mit System und Methode zu scheußlichen, unförmigen Wesen erklärt und ihre Intelligenz und moralischer Wert herabgemindert wurden.“[12] Für Reclus war das Problem des menschlichen Umgangs mit Tieren nicht nur um dieser Geschöpfe willen wichtig, sondern auch um unserer selbst willen. Seiner Ansicht nach, wird uns das Verständnis unserer Verwandtschaft mit anderen Lebensformen helfen, uns besser in die Biowissenschaften zu vertiefen, unser Wissen über die Natur der Dinge zu steigern und unsere Liebe auszudehnen.[13]

Sein gesamtes Leben hindurch betonte Reclus sehr stark die Bedeutung dessen, unseren Platz in der Geographie und Geschichte der Erde zu begreifen. Zu diesem Zweck schlug er vor, im Zentrum von Paris einen enormen Globus mit einem Netzwerk umgebender Gehwege zu errichten, damit die Menschen verschiedene Ebenen durchschreiten und die Einzelheiten der Erde begutachten könnten, um dieses weite, miteinander verbundene Ganze ansatzweise zu erfassen. Er schlug auch einen neuen Kalender mit einem Anfangspunkt von universeller Bedeutung vor: der ersten Sonnenfinsternis, die die Menschheit verzeichnete – seinen Vorschlag hätte er demnach im Jahr 13.447 gemacht.[14] Den Kalender mit der ersten verzeichneten Sonnenfinsternis zu beginnen, wäre Anerkennung für ein wichtiges Ereignis der allgemeinen Menschheitsgeschichte und würde auch auf den Platz der Menschheit und der Erde in einem größeren Kosmos verweisen.

Wenn ein ganzheitlicher Blick auf den Platz der Menschheit in der Natur ein Pol von Reclus‘ Sozialgeographie ist, so ist seine Aufmerksamkeit für die Suche nach menschlicher Freiheit der andere. Er erklärte einmal: „Ja, ich bin Geograph, vor allem aber bin ich Anarchist.“[15] Und sein Anarchismus ist in der Tat ein Schlüssel zum Verständnis seines Lebens sowohl als Wissenschaftler als auch als Revolutionär.

Die freiheitlichen und gemeinschaftlichen Ideen, die seine theoretische und praktische Arbeit leiteten, begannen sich früh in seinem Leben zu entwickeln. In einem Manuskript, das er

noch als Student verfasste, macht er geltend: „die Gesetze müssen sich vor dem Gericht unseres Gewissens verantworten und wir dürfen uns ihnen nur unterwerfen, wenn sie vollkommen harmonieren mit dem sittlichen Gesetz, das uns innewohnt.“[16] Er verurteilte den Gehorsam gegenüber dem Staat bei Missachtung des moralischen Gesetzes als Kapitulation vor der nackten Gewalt oder dem gesellschaftlichen Druck, als nichts weiter als „eine sittliche Feigheit“.[17] Und dies war eine Form von Feigheit, der er sich niemals schuldig machen wollte.

Was dann ist die „Anarchie“, die Reclus über jedes menschliche Gesetz und bestehende gesellschaftliche Institutionen stellt? Mit diesem Begriff meint er eine freie Gesellschaft, die auf natürlichen und moralischen Gesetzen gründet, statt auf den unterdrückenden Gesetzes des Staates. Das ist eine Form gesellschaftlicher Organisation, die aus gegenseitiger Hilfe erwächst, aus Zusammenarbeit, Solidarität und Mitgefühl. Mit Proudhon erachtet er die Anarchie als höchste Form der Ordnung. Der Staat hingegen ist die niederste Form der Unordnung, die Zerstörung wahrer Gemeinschaft und die Ersetzung freier Vereinigung durch äußeren Zwang und Herrschaft.

Eine solche Anarchie ist für Reclus keine utopische Welt der weit entfernten und vielleicht unerreichbaren Zukunft. Vielmehr ist sie eine Realität, die schon besteht und kontinuierlich ausgeweitet werden kann durch die Anstrengungen derer, die für gegenseitige Hilfe, Freiheit und Gerechtigkeit arbeiten. Er meint, dass „die anarchische Gesellschaft schon seit langem in vollem Wachstum begriffen“ und überall dort zu finden ist, „wo das freie Denken sich löst vom Spruch des Dogmas, überall wo der Forschergeist die alten Formeln ignoriert, wo der menschliche Willen sich in unabhängigen Taten ausdrückt, überall wo sich aufrichtige Menschen, rebellisch gegen jede aufgezwungene Disziplin, aus freien Stücken vereinigen, um sich gegenseitig zu unterrichten und gemeinsam, ohne Herren, ihren Teil des Lebens und der vollständigen Befriedigung ihrer Bedürfnisse zurückzuerobern.“[18] Tatsächlich ist die gesamte Geschichte des Kampfes für Freiheit und menschliche Selbstverwirklichung die Verwirklichung der Anarchie in der konkreten gesellschaftlichen Praxis gewesen.

Reclus selbst arbeitete unermüdlich, um diese anarchische Gesellschaft in seiner eigenen Epoche zu verwirklichen. Er war sehr aktiv in der Ersten Internationale,[19] die er als Schritt nach vorn von historischem Ausmaß ansah, in Richtung der Vereinigung der Menschheit im Streben nach Gerechtigkeit und Fortschritt. In einer Äußerung, die vielleicht etwas übertrieben scheint, erklärt er: „Seit der Entdeckung Amerikas und der Umsegelung der Welt, gab es in der Menschengeschichte nichts von größerer Bedeutung.“[20] Sein Punkt war, dass – zum ersten Mal in der Geschichte – Menschen eine universalistische Vereini-

gung auf der Grundlage der Ideen von Gerechtigkeit, Gleichheit und Solidarität gegründet und ein praktisches Programm geschaffen hatten, um die „Einheit der Menschheit" – die zuvor nur ein Traum von Philosophen gewesen ist – in eine weltweite soziale Wirklichkeit zu verwandeln. In der Verfolgung solcher Ziele beteiligte er sich auch an Bakunins Allianz der Sozialistischen Demokratie, an der Internationalen Bruderschaft (einer Geheimgesellschaft erklärter anarchistischer Revolutionäre) und an anarchistischen Bemühungen, die bürgerlich-liberale Liga für Frieden und Freiheit zu radikalisieren.

Die meiste Zeit seines Lebens war Reclus ein heftiger Gegner parlamentarischer Politik jeglicher Art. Er argumentiert, dass Reformisten, die für Bekämpfung von Unterdrückung und Ausbeutung durch die Ausübung von Macht in einem zentralisierten Nationalstaat eintreten, unweigerlich in genau das Herrschaftssystem integriert werden, gegen das sie sich wenden. Er sagt von solchen Amtsträgern: „über die Masse erhoben, die sie bald zu verachten lernen, enden sie darin, sich selbst eigentlich als höhere Wesen zu sehen; umworben von tausendförmigen Versuchungen, von Eitelkeit, Neid und Launen, werden sie alle umso leichter korrumpiert".[21] Bestenfalls, sagt Reclus, haben Politiker Erfolg aufgrund so unwichtiger Qualitäten wie persönlicher Beliebtheit, rednerischer Befähigung oder organisatorischen Könnens. Schlimmstenfalls erlangen sie ihre Ämter auf der Grundlage von Reichtum, Macht und Einfluss, den sie oder ihre Hintermänner geltend machen können. Die größte Gefahr ist nicht die Inkompetenz des Gesetzgebers, sondern die Tatsache, dass er „an moralischen Qualitäten unterlegen ist, da der Karrierepolitiker dort vorherrschend ist."[22] Reclus meint, es liegt auf der Hand, dass die angeblichen „Vertreter des Volkes" weit schlechtere Entscheidungen für das Volk treffen, als das Volk selbst für sich getroffen hätte.

Wenn Reclus scharfe Kritik an der legislativen Gewalt übt, ist er nicht weniger scharf in seinem Angriff gegen die Bürokratie und Verwaltung. Er macht geltend, dass eine Bürokratie – obwohl sie gar zu angeblich uneigennützigen Zwecken eingerichtet worden sein mag – nur dazu dient, soziale Ungerechtigkeiten zu verschlimmern. Als Produkt eines ungerechten, hierarchischen Systems widerspiegelt sie dieses vorherrschende Machtsystem. Was immer als „edles Ideal" zur Legitimierung ihrer Existenz gedient haben mag, die Bürokraten „müssen im Gegenteil vor allem ihre Bezüge und die Dauer ihrer Anstellung im Blick behalten."[23] Während bürokratische Rationalität behauptet, die Effizienz zu maximieren, bewirkt sie in der Tat das Gegenteil. Sie zerstört individuelle Initiative, erhöht die Zahl nutzloser Bürokraten, verkompliziert alle Arbeiten und verursacht endlose Verzögerungen. Besonders scharf wendet er sich in seiner Attacke gegen die Kleinlichkeit der und die Herabwürdigung durch Bürokraten. Er bemerkt,

dass die egoistische, herrschsüchtige Persönlichkeit, die durch autoritäre Institutionen gefördert wird, im bürokratischen Labyrinth eine Vielzahl von Ventilen findet. Die Unverschämtheit niederer Amtsträger verhält sich proportional zur Bedeutungslosigkeit ihrer Macht, und solch ein System neigt zum Niedergang in einen Kleindespotismus.

Auch die Themen des Patriotismus und nationalistischer Ideologie sind Bereiche, in denen Reclus' Kritik des Staates besonders scharf ist. In jedem Nationalstaat, beobachtet er, gibt es latent eine „primitive Moral der Gewalt", die geweckt werden kann, wann immer die Führer einen Feind finden, gegen den sie bösartige Leidenschaften und mörderische Fantasien lenken können. Er schreibt, dass die Nation – sobald sie von ihren Führern getäuscht und in die Auseinandersetzung geführt wurde – sich in patriotischem Hass vereint und „sich darin gefällt, zu rauben, zu morden, Sieg zu jubeln auf ausgestreckten Leichen. Sie wäscht sich all das Böse rein, das ihre Vorfahren anderen Völkern angetan haben; sie begeistert, berauscht sich, in Versen, in Prosa, in triumphalen Darstellungen all die Gräueltaten zu feiern, die die Ihren in fremden Landen begangen haben: sie lädt sogar ihren Gott feierlich ein, teilzunehmen an der Trunkenheit des Volkes."[24] Reclus stimmt voll überein mit der berühmten Diagnose eines nachgeborenen Libertären, Randolph Bourne: „Krieg ist die Gesundheit des Staates."[25]

So vernichtend Reclus' Angriff gegen den Staat auch ist, die ökonomische Macht ist Gegenstand seiner weitreichendsten Kritik. Seiner Ansicht nach ist das Kapital die oberste Macht in der modernen Gesellschaft und das größte Hindernis für die soziale Emanzipation: „Eine kapitale Tatsache beherrscht die ganze moderne Zivilisation, die Tatsache, dass das Eigentum eines Einzigen unendlich wachsen und sogar, kraft der fast allgemeinen Zustimmung, die ganze Welt umfassen kann."[26] Reclus beobachtet, dass die Fähigkeit des Kapitals, alle Staats- und Nationalitätengrenzen zu überschreiten, ihm einen großen Vorteil gegenüber der politischen Macht verschafft. Er schreibt: „Die Macht der Könige und Kaiser ist begrenzt, die des Reichtums ist es nicht. Der Dollar ist der Herr der Herren".[27] Reclus kann zurecht gesehen werden als Prophet der kommenden Globalisierung mit all ihren beispiellosen Gefahren.

Eine der beeindruckendsten Passagen in der „Reise" betrifft die heimtückischen Auswirkungen der Geschäftstätigkeit auf den amerikanischen Charakter und das Wachstum der ökonomistischen Ideologie. In den Vereinigten Staaten „klammert sich kein Aberglaube an die Vergangenheit noch an die Heimaterde, und die Bevölkerung, immer beweglich wie die Oberfläche eines Sees, der sein Gleichgewicht sucht, verteilt sich unter dem alleinigen Einfluss der ökonomischen Gesetze".[28] Es finden sich bereits Anzeichen der kommenden „Wegwerfgesell-

schaft“, in der alles schnell veraltet ist. Reclus schreibt, „in der jungen und wachsenden Republik zählt man bereits so viele Ruinen wie in unseren alten Reichen“.[29] Noch vor dem Bürgerkrieg warnt er vor dem kommenden Siegeszug der ökonomischen über alle anderen Werte. „Für die Masse“, beobachtet er, „verschmelzen alle Empfindungen zunehmend mit dem pekuniären Interesse“.[30]

Reclus verdient auch Anerkennung als früher Kritiker der modernen Technokratie. Er warnt die Landarbeiter: „wir befinden uns in einem Zeitalter der Wissenschaft und der Methodik und unsere Regierenden, unterstützt von einer Armee an Chemikern und Professoren, bereiten euch eine Sozialorganisation, in der alles wie in einer Fabrik geregelt sein wird: wo die Maschine alles führen wird, selbst die Menschen, wo diese einfache Rädchen sein werden, die man austauscht wie alte Eisen, wenn sie sich ans Denken und ans Wollen machen.“[31] Um den Mechanisierungsprozess zu veranschaulichen, verweist Reclus auf Beispiele der industrialisierten Landwirtschaft im amerikanischen Westen. Die Kriterien der Produktionsorganisation, schreibt er, sind die Reduzierung von Allem (einschließlich Menschen) auf quantifizierbare und manipulierbare Rohstoffe, und die effiziente Verwendung dieser Ressourcen: mit minimalen Investitionen und maximaler Rendite. „Maschinen, Pferde und Menschen werden auf dieselbe Art genutzt: Man sieht in ihnen nur Kräfte, gezählt und taxiert, die man zum Besten des Unternehmergewinns einsetzen muss, mit möglichst großem Ergebnis und möglichst geringen Kosten.“[32] Das System technologischer Kontrolle weitet sich soweit aus, dass „alle Bewegungen der Arbeiter jenseits des gemeinsamen Schlafsaales geregelt sind.“[33]

Eine weitere Herrschaftsform, die Reclus sein gesamtes Leben hindurch sehr stark beschäftigte, war der Rassismus. Dieses Übel wurde für ihn ein Gegenstand intensiven persönlichen Interesses, als ihm sein Aufenthalt in Louisiana die unmittelbare Erfahrung mit einer rassistischen Sklavenhaltergesellschaft verschaffte und ihn die persönliche Krise zu durchlaufen zwang, mit einer Gemeinschaft zu brechen, zu der er gerade eine starke Verbindung entwickelte. Seine Heirat mit Clarisse Brian, einer Frau afrikanischer und europäischer Abstammung, intensivierte seine persönliche Betroffenheit noch. Während radikale Theoretiker des 19. Jahrhunderts im Allgemeinen dazu neigen, ihre Kritik auf ökonomische und politische Fragen zu konzentrieren, sah Reclus im Rassismus immer eine der bösartigsten Formen von Unterdrückung und Herrschaft. Er glaubte, dass die Probleme sozialer Auseinandersetzung und Ausbeutung, die von der Rassenunterdrückung herrühren, letzten Endes nur durch die Vermischung der Rassen gelöst werden könnten. Seiner Ansicht nach wird eine Gesellschaft immer gestärkt durch die schöpferische Diversifizierung, die sich aus der Interaktion zwischen Kulturen und

Völkern ergibt. Der Rassismus spiegelt eine hierarchische Rangfolge menschlicher Wesen und Gruppen, die Reclus' Sinn für menschliche Solidarität, seinen Glauben an soziale Gleichheit und seinen Respekt vor den Errungenschaften aller Kulturen empörte und erzürnte.

Reclus war besonders an den Lebensbedingungen schwarzer Menschen in den Vereinigten Staaten interessiert; ein Thema, das er vor und nach der Sklaverei analysierte. In seinen beiden beeindruckenden Aufsätzen „Über die Sklaverei in den Vereinigten Staaten“[34] findet man viele scharfsinnige Einsichten und faszinierende historische Beobachtungen. Er war sich sehr wohl bewusst, dass die Tatsache der Abschaffung der Sklaverei das rassistische System und die brutale Ausbeutung schwarzer Menschen in Amerika nicht ausgelöscht hatte. Er schreibt, dass kapitalistische Unternehmen nach der nominellen „Befreiung“ Mittel und Wege fanden, die befreiten schwarzen Arbeitskräfte zu geringstmöglichen Kosten auszubeuten. Neue diskriminierende Gesetze und die voreingenommene Durchsetzung bestehender Gesetze entrechteten Schwarze politisch und sonderten sie in Gebiete ab, die in der Nähe von Plantagen und anderen Arbeitsplätze lagen. In einigen Gegenden war Gefängnishaft für geringste Verstöße gang und gäbe: das gab Unternehmern die Möglichkeit, aus der Gefangenenzwangsarbeit ihren Vorteil zu ziehen. Reclus schreibt, dass einige Städte – erfüllt mit „reinem, brutalem, instinktivem Hass“[35] – Schwarze auch bloß auswiesen und ihnen die Wiedereinreise verboten haben. Schließlich schildert er ausführlich die harten Bestrafungen, Folterungen und Ermordungen von jenen Schwarzen, die gegen die Gebräuche rassistischer Gemeinschaften verstießen; Reclus schreibt, dass solch „fürchterliche Praktiken“ so gewöhnlich waren, dass sie die Kraft eines „lokalen Gesetzes“ angenommen hatten.[36]

Recht außergewöhnlich für seine Zeit war Reclus nicht nur in seinem scharfen Bewusstsein für Rassismus, sondern auch in seiner unumwundenen Einstellung gegen sexuelle Ungleichheit und die Frauenunterdrückung. Er lehnte das traditionelle System der Ehe ab: diese vielmehr auf Macht und Zwang, denn auf persönlichen Gefühlen und Wahlfreiheit gegründete Institution. Er meint, der „Brauthandel" sollte ersetzt werden durch „freie Verbindungen, die nur auf gegenseitiger Zuneigung, dem Respekt des Selbst und der Würde des Anderen beruhen“.[37] Die traditionelle Ehe, schreibt er, hatte ihre Grundlage vor langer Zeit im Einsatz von Gewalt gegen Frauen, um diese auf den Status von Eigentum hinabzudrücken. Er glaubte, dass eine freie und gerechte Gesellschaft nur erreicht werden könne, wenn Veränderungen zunächst in der Praxis, in den grundlegendsten Bereichen des persönlichen Lebens beginnen. So merkt er an: „Vor allem anhand der Familie, anhand seines tagtäglichen Umgangs mit den Seinen, kann man den Mann am besten beurteilen: Wenn er die

Freiheit seiner Frau absolut respektiert, wenn die Rechte und die Würde seiner Söhne und Töchter ihm ebenso teuer sind wie die seinen, dann ist der Beweis erbracht: dann ist er würdig, in eine Versammlung freier Bürger einzutreten; andernfalls ist er, als Tyrann, noch Sklave."[38]

Reclus war ein glühender Verfechter der feministischen Sache und erklärt: „Offensichtlich sind alle Forderungen der Frau gegen den Mann gerechtfertigt: die Forderung der Arbeiterin, die für eine gleiche Arbeit nicht zum selben Tarif bezahlt wird wie der Arbeiter; die Forderung der Gattin, bei der man als ‚Verbrechen' straft, was bei ihrem Gatten ‚kleine Sünden' sind; die Forderung der Bürgerin, der man jedes offene politische Handeln verbietet und die Gesetzen gehorcht, an deren Entstehung sie nicht beteiligt war, die Steuern zahlt, denen sie nicht zugestimmt hat."[39] Kurz, Frauen werden in der ökonomischen, der gesellschaftlichen und in der politischen Sphäre unterdrückt und völlige Gerechtigkeit und Gleichheit muss in all diesen Bereichen erlangt werden, bevor eine Gesellschaft sich gerecht und frei nennen kann.

Solche Auffassungen widerspiegeln Reclus tiefen Glauben an die zentrale Bedeutung des persönlichen Reiches, das er für entscheidend hielt für jegliche Möglichkeiten des Fortschritts und der gesellschaftlichen Transformation. Als er noch keine 30 Jahre alt war, schrieb er an seine Schwester Louise: „Lass uns in uns und um uns herum kleine Republiken gründen. Allmählich dann nähern sich diese isolierten Gruppen einander an, wie einzelne Kristalle, und bilden die große Republik."[40] Noch im hohen Alter blieb er bei dieser Ansicht. Der Anarchist sollte, so sagt er, „daran arbeiten, sich persönlich freizumachen von allen vorgefassten oder aufgezwungenen Ideen, und Schritt für Schritt um sich herum Freunde versammeln, die auf dieselbe Weise leben und handeln. Vom Nächsten zum Nächsten, durch kleine liebende und intelligente Gesellschaften, bildet sich die große brüderliche Gesellschaft."[41]

Das gesamte Leben und Werk von Elisée Reclus sind ein Zeugnis der andauernden Hoffnung, dass diese große und freie Republik eines Tages alle Menschen und tatsächlich alles Leben auf der Erde umfassen wird. Wie schrieb er doch zum Abschluss seiner „Reise nach New Orleans„: „für Menschen mit Herz ... gibt es kein anderes Vaterland als die Freiheit."[42]

Aus dem Amerikanischen und dem Französischen von Andreas Förster.

Der Abdruck erfolgte mit freundlicher Zustimmung des Verfassers und der „ze nam".

Anmerkungen

[1] Ursprünglich erschienen unter dem Titel „Epilogue: Humanity, Nature, and the Anarchist Ideal", in: Elisée Reclus: A Voyage to New Orleans: Anarchist Impressions of the Old South. Thetford, VT: Glad Day Books, 2004, S. 99-111. (Alle direkt zitierten französischen Texte Reclus' finden sich online auf http://gallica.bnf.fr; Anm. d. Übers.)

[2] Nicht von ungefähr trägt eine versierte Arbeit über Reclus den Titel „Geograph und Poet": Joël Cornault: Elisée Reclus, géographe et poète. Èngl-ise-Neuve d`Isaac, Frankreich: Fèdèrop, 1995.

[3] Elisée Reclus: Du sentiment de la nature dans les sociétés modernes, in: Revue des deux mondes. Band 63 (Mai/Juni 1866). S. 379.

[4] Elisée Reclus: Du sentiment de la nature dans les sociétés modernes, in: Revue des deux mondes. Band 63 (Mai/Juni 1866). S. 379 f.

[5] Elisée Reclus: La terre: description des phénomenes de la vie du globe. Paris: Librairie Hachette, 1868-69. Band 2. S. 751.

[6] Ebenda.

[7] Elisée Reclus: Du sentiment de la nature dans les sociétés modernes, in: Revue des deux mondes. Band 63 (Mai/Juni 1866). S. 379.

[8] Elisée Reclus: The Progress of Mankind, in: The Contemporary Review. Band 70 (Juli-Dez. 1896). S. 782.

[9] Ebenda.

[10] Elisée Reclus: L´Honime et la Nature. De l´Action humaine sur la géographie physique, in: La Revue des deux mondes. Band 54 (1. Dez. 1864). S. 766.

[11] Elisée Reclus: A propos du végétarisme, in: La Réforme alimentaire (März 1901). S. 38. [Hier zitiert nach Elisée Reclus: Zur vegetarischen Lebensweise (1901), in: ders. et al.: Das Schlachten beenden! Zur Kritik der Gewalt an Tieren. Anarchistische, feministische, pazifistische und linkssozialistische Traditionen. Heidelberg: Verlag Graswurzelrevolution, 2010. S. 85-94.]

[12] Ebenda.

[13] Siehe Elisée Reclus: La Grande Famille, in: Le Magazine international (Jan.1897). Siehe im vorliegenden Reader die Übersetzung von Gustav Landauer S. .

[14] Elisée Reclus: Nouvelle proposition pour la suppression de l'ère chrètienne (1905), in: Quelques ècrits. Paris/Brüssel: Pensèe et Action, 1956. S.31.

[15] Zitiert nach George Woodcock in der Einleitung zu: Marie Flemming: The Geography of Freedom: The Odyssey of Elisée Reclus Montréal: Black Rose Books, 1988. S. 20.

[16] Siehe Paul Reclus: Biographie d´Elisée Reclus. in: Les frères Elie et Elisée Reclus. Paris: Les Amis d´Elisé Reclus, 1964. S. 51.

[17] Ebenda.

[18] Aus dem Vorwort zur französischen Ausgabe von 1892 von Kropotkins Eroberung des Brotes, zitiert in: Max Nettlau: Histoire de l'anarchie. Paris: Editions du Cercle, 1971. S. 156. [Hier zitiert nach Elisée Rèclus: Preface, in: Pierre Kropotkine: La Conquète du pain. Paris: Tresse & Stock, 1892. S. x f.]

[19] Die Internationale Arbeiterassoziation (IAA) war eine internationale Organisation der Arbeiterbewegung, 1864 gegründet zum Kampf gegen den und zum Sturz des Kapitalismus, um eine neue Gesellschaft zu errichten, die frei von Ausbeutung ist und von den Produzenten selbst verwaltet wird. Die Internationale wurde schließlich ein Schlachtfeld für Marxisten und Anarchisten und wurde 1876 aufgelöst.

[20] Elisée Reclus: L' evolution, la révolution et l'idéal anarchique. Paris: P.-V. Stock, 1898. S. 249 f.

[21] Elisée Reclus: Anarchy: By an Anarchist, in; The Contemporary Review. Band 45 (Jan.-Juni 1884). S. 630f.

[22] Elisée Reclus: L'Homme et la Terre. Paris: Librarie Universelle. 1905-08. Band VI. S. 195.

[23] Ebenda, S. 193.

[24] Ebenda, S. 304.

[25] Siehe Randolph S. Boume, The State. New York:

Resistance Press, 1946. Anm. d. Übers.
[26] Elisée Reclus: L'Homme et la Terre. Paris: Librarie Universelle. 1905-08. Band VI. S. 256.
[27] Ebenda.
[28] Elisée Reclus: Fragment d'un voyage à la Nouvelle-Orleans, 1855, in: Édouard Charton (Hg.): Le Tour du Monde. Nouveau Journal des Voyages. Paris: Librairie de L. Hachette & Co, 1860. Nr. l. S. 192.
[29] Ebenda.
[30] Ebenda.
[31] Elisée Reclus: A mon frère, le paysan. Paris: Aux Bureaux des „Temps Nouveaux“, 1899, 3. Auflage [1893]. S. 6.
[32] Ebenda, S.7.
[33] Ebenda, S.7.
[34] Elisée Reclus: De l'esclavage aux Etats-Unis: I. Le code noir et les esclaves, in: Revue des deux mondes. Band 30 (15. Dez. 1859). S. 868-901; und ders.: De l'esclavage aux Etats-Unis: II. Les planteurs et les abolitionistes, in: Revue des deux mondes. Band 31 (l. Jan. 1860). S.118-154.
[35] Elisée Reclus: L'Homme et la Terre. Paris: Librarie Universelle. 1905-08. Band VI S. 107.
[36] Ebenda.
[37] Elisée Reclus: L évolution, la révolution et l'idéal anarchique. Paris: P.-V. Stock, 1898. S. 145.
38 Elisée Reclus: L'Homme et la Terre. Paris: Librarie Universelle. 1905-08. Band VI. S. 174
[39] Ebenda, S. 214.
[40] Brief an Reclus‘ Schwester Louise (ohne Datum, 1859), in: Correspondance. Paris: Librarie Schleicher Frerès, 1911. Band I. S. 206.
[4l] Brief an Clara Koettlitz (12. April 1895), in: Correspondance. Paris: Alfred Costes, 1925. Band III. S. 182.
[42] Elisée Reclus: Fragment d'un voyage à la Nouvelle-Orleans, 1855, in: Édouard Charton (Hg.): Le Tour du Monde. Nouveau Journal des Voyages. Paris: Librairie de L. Hachette & Co, 1860. Nummer 1. S. 192.

Elysée Reclus[1]
Die große Familie

Aus: „Der Sozialist“, Nr. 2 vom 15. Januar 1914, S. 9-11 und Nr. 3 vom 1. Februar 1914, S. 19-21.

Der Mensch lebt gerne in Träumen. Die Mühe, die es dem Denken macht, Wirklichkeiten zu erfassen, scheint ihm zu schwer und er möchte der Aufgabe dadurch entrinnen, dass er zu fertigen Meinungen seine Zuflucht nimmt. Ist „der Zweifel das Kissen des Weisen“, so dürfen wir sagen, dass ein seliger Glaube das Kissen des Schwachen im Geiste ist. Es gab eine Zeit, wo die Gewalt eines höchsten Gottes, der für uns dachte, der über unsern Häuptern gebot und schuf und das Schicksal des Menschen nach seiner Laune lenkte, uns völlig genügen konnte und uns dazu brachte, unser sterbliches Los entsagungsvoll, vielleicht sogar dankbar hinzunehmen. Nun dieser persönliche Gott, auf den die Sanftmütigen ihr Vertrauen setzten, in seinen eigenen Tempeln den Tod findet, müssen die Menschen nach einem Ersatz für ihn Umschau halten. Aber es gibt keine allmächtige Gewalt mehr, auf die sie bauen könnten: sie haben nichts mehr als ein paar Worte, denen sie eine, man möchte sagen, mystische Kraft zu verleihen suchen, als säße magische Eigenschaft in ihnen; zum Beispiel das Wort „Fortschritt“.

Ohne Zweifel ist es wahr, dass der Mensch in mancherlei Hinsicht Fortschritte gemacht hat; seine Empfindungen haben sich (das glaube ich in der Tat) verfeinert, sein Denken ist unerschrockener geworden und bohrt mehr in die Tiefe, und seine Menschheit, die sich über eine größere Welt erstreckt, hat an Breite außerordentlich zugenommen. Kein Fortschritt jedoch kann sich ohne teilweisen Rückschritt durchsetzen. Das Menschenkind wächst, aber im Wachsen verlässt es den Ort, wo es war, und im Vorrücken gibt es zum Teil den Boden auf, der einst sein eigen war. Das Ideal wäre, dass der Zivilisierte die Stärke des Wilden bewahrte und ebenso seine Geschicklichkeit behielte, dass er noch das vollkommene Gleichgewicht seiner Gliedmaßen, seine ursprüngliche Gesundheit, den Frieden seiner moralischen Natur, die Einfachheit des Lebens, die Vertrautheit mit den Tieren und der freien Natur, die Harmonie mit der Erde und all ihren Bewohnern besäße. Was aber vormals die Regel war, ist jetzt die Ausnahme. Viele Beispiele zeigen uns ohne Zweifel, dass ein Mann mit tatkräftigem Willen, der von seiner Umgebung ausnehmend begünstigt ist, es durchaus mit dem Wilden in all seinen Fertigkeiten aufnehmen kann, wahrend er überdies noch eine mit einer höheren Seele gesättigte Bewusstheit hinzu-

bringt. Aber wie viele gibt es, die gewonnen haben, ohne zu verlieren, die zugleich dem Primitiven in seinem Wald oder seiner Steppe und dem Künstler oder modernen Gelehrten im tosenden Großstadtleben ebenbürtig sind?

Und wenn es hie und da einem Menschen von einziger Willenskraft und Würde des Lebens gelingt, es mit seinen Vorfahren hinsichtlich ihrer angeborenen Eigenschaften aufzunehmen, während er sie auf Grund seiner erworbenen aussticht, so muss man mit Bedauern sagen, dass im Ganzen die Menschheit ohne Frage einige ihrer früh erworbenen Eigenschaften eingebüßt hat. So ist die Welt der Tiere, von der wir unsre Herkunft ableiten und die unser Lehrer in der Kunst des Daseins gewesen ist, die uns Fischfang und Jagd und die Anfangsgründe der Heilkunst und des Hausbaus, die Bräuche gemeinsamer Arbeit und des Aufstapelns von Vorräten gelehrt hat, – diese Welt ist uns fremd geworden. Wir reden heutzutage in Bezug auf die Tiere von Erziehung oder Zähmung nur im Sinn von Unterjochung, der primitive Mensch dagegen verstand eine brüderliche Gemeinschaft darunter. Er sah in diesen lebenden Wesen Gefährten und nicht Knechte; und in der Tat kamen in manchen Fällen, wie zum Beispiel bei verheerenden Naturereignissen, die Mensch und Tier gemeinsam trafen (besonders bei Orkanen und Wasserfluten) die Tiere – Hunde, Vögel, Schlangen – und nahmen ihre Zuflucht bei ihm.

Die Indianerin in Brasilien umgibt sich ganz absichtlich mit einer völligen Menagerie, und auf dem freien Platz bei ihrer Hütte halten sich Tapire, Rotwild, Beutelratten und selbst zahme Jaguare auf. Da sieht man Affen, die munter in den Zweigen über der Hütte herumtollen, Nabelschweine, die im Erdreich wühlen, Tukane, Baumhühner und Papageien, die da und dort auf den schwankenden Ästen sitzen und von Hunden und großen Trompetervögeln bewacht werden. Und diese ganze Republik tummelt sich und findet ihr Auskommen, ohne dass eine ärgerliche Herrin Schimpfworte und Schläge austeilen müsste.

Bei den Quichua-Indianern hat der Hirt, der neben dem Lama und seiner Last über das Hochplateau der Anden steigt, niemals den Versuch gemacht, die Hilfe des geliebten Tiers anders als durch Zärtlichkeit und Ermunterung zu gewinnen; eine einzige Gewalttätigkeit und das Lama würde sich, in seiner persönlichen Würde gekränkt, wütend niederlegen und nicht wieder aufstehen wollen. Es wandelt in seiner eigentümlichen Gangart dahin, gibt nie zu, dass seine Last zu groß ist, steht bei Sonnenaufgang lange Zeit still, um das aufsteigende Himmelslicht zu betrachten, erwartet, mit Blumen und Bändern geschmückt zu werden oder ein flatterndes Fähnchen auf dem Kopfe zu tragen, und will, das Kinder und Frauen es streicheln und ihm gut sind, wenn es bei den Hütten ankommt.

Kommt nicht das Pferd des Beduinen – um einen anderen Primitiven anzuführen – in das Zelt? Und schlafen nicht die Kinder, wenn sie entwöhnt sind, zwischen seinen Beinen? Die natürliche Sympathie, die zwischen all diesen Geschöpfen waltet, brachte sie in einer weiten Atmosphäre von Frieden und Liebe zusammen. Der Vogel flog herbei und saß auf der Hand des Menschen, wie er noch heute auf den Hörnern des Stieres sitzt, und das Eichhörnchen trieb, nur um Armeslänge vom Feldarbeiter oder Schäfer entfernt, seine Possen.

Selbst in ihren politischen Gemeinwesen vergaßen die primitiven Stämme die Tiere nicht. Wenn in Fazokl das Volk einen König absetzt, reden sie ihn gewöhnlich etwa folgendermaßen an: Da du Männern, Weibern, Kindern und Eseln nicht mehr gefällst, ist das beste, was du tun kannst, zu sterben, und dabei wollen wir dir helfen.[2] In alten Zeiten hatten Menschen und Tiere keine Geheimnisse vor einander. „Die Tiere haben gesprochen“, so erzählt die Fabel; die Hauptsache war indessen, dass der Mensch verstanden hat. Gibt es entzückendere Geschichten als die südindischen Fabeln – vielleicht die ältesten Legenden der Welt – die den drawidischen Eroberern von den Eingeborenen erzählt wurden? In ihnen verkehren Elefanten, Schakale, Tiger, Löwen, Springmäuse, Schlangen, Taschenkrebse, Affen und Menschen in voller Freiheit miteinander und begründen so gewissermaßen die große gegenseitige Schule der primitiven Welt, und in dieser Schule ist öfter das Tier der wirkliche Lehrer.

Das Gemeinschaftsleben zwischen dem Menschen und den Tieren umfing in jenen frühen Zeiten eine viel größere Zahl von Arten als wir heutzutage Haustiere halten. Geoffroy St. Hilaire nannte siebenundvierzig Arten, die so gewissermaßen die Gesellschaft des Menschen bildeten; aber wie viele Arten, die er nicht erwähnt, wohnten von alters traulich mit ihrem jüngst geborenen Bruder zusammen! Er erwähnte die vielen Genossen der Indianerin von Guiana nicht, und ebenso wenig die Schlangen, die der Dinka am Nil mit Namen ruft und mit denen er die Milch seiner Kühe teilt, und das Rhinozeros, das zusammen mit dem andern Vieh auf den Wiesen von Assam weidet, und die Krokodile des Indus, welche die Hindu-Künstler mit heiligen Abzeichen geschmückt abbilden. Die Archchäologen haben über allen Zweifel sichergestellt, dass die Ägypter des alten Reichs unter ihren Haustierherden drei oder gar vier Antilopenarten und eine Wildziege hatten, lauter Geschöpfe, die einst mit dem Menschen beisammen waren und jetzt wieder wilde Tiere geworden sind. Selbst die hyänenähnlichen Hunde und die Geparde waren einst von Jägern in treue Genossen verwandelt worden. Der Rigveda singt das Lob von Brieftauben, die „schneller als die Wolken sind“. Er sieht Götter und Göttinnen in ihnen und schreibt für sie Brandopfer und Trankopfer vor. Ohne Zweifel überliefert uns die mythische Sage

von der Sintflut die Geschicklichkeit unserer frühesten Vorfahren in der Kunst, von der Schnelligkeit der Brieftaube Gebrauch zu machen. Eine Taube sandte Noah von der Arche aus, um zu erforschen, wie weit die Wasserfluten sich erstreckten und wo wieder Land erschienen wäre, und sie brachte den Ölzweig in ihrem Schnabel.

Und wir dürfen sagen, dass die Zähmung der Tiere, wie wir sie heute üben, in mancher Hinsicht einen unleugbaren moralischen Rückgang aufweist; denn weit entfernt, dass wir sie verbessert hätten, haben wir sie entstellt, heruntergebracht und verderbt. Wir sind freilich im Stande gewesen, in den Tieren durch sorgsame Auswahl der Exemplare die und die Eigenschaft, wie Stärke, Gewandtheit, Witterung, Geschwindigkeit zu erhöhen; aber in unsrer Eigenschaft als Fleischesser ist es unsere größte Sorge gewesen, gewisse vierfüßige Massen von Fleisch und Fett immer umfangreicher zu züchten, uns mit Vorräten wandelnden Fleisches zu versorgen, das sich mühsam vom Misthaufen zum Schlachthaus bewegt. Dürfen wir in Wahrheit sagen, das Schwein sei dem wilden Eber überlegen, oder das blöde Schaf dem beherzten Mufflon? Die edle Kunst der Züchter besteht darin, ihre Tiere zu kastrieren oder Bastarde hervorzubringen, die nicht fortpflanzungsfähig sind. Sie ziehen Pferde mittelst der Kandare, der Peitsche und der Sporen auf und klagen dann darüber, „dass sie keine geistigen Interessen zeigen“.[3] Selbst wenn sie die Tiere unter den günstigsten Bedingungen halten, setzen sie ihre Widerstandskraft gegen Krankheit und ihre Anpassungsfähigkeit an neue Umgebungen herab; sie machen künstliche Geschöpfe aus ihnen, die unfähig sind, sich in der Freiheit der Natur selbst zu helfen.

Die Entartung der Tiere ist schon ein großes Übel; aber die zivilisierte Wissenschaft hat auch die Tendenz, Tierarten zu vernichten. Es ist bekannt, wie viele Vögel in Neuseeland und Australien, in Madagaskar und im Polar-Archipel von europäischen Jägern vernichtet worden sind; wie viele Walrosse und andere Fischsäugetiere bereits verschwunden sind. Der Walfisch ist aus unsern gemäßigten Meeren geflohen, und nicht lange wird es mehr dauern, so wird er auch im Treibeis des nördlichen Eismeers nicht mehr gefunden werden. Alle großen Landtiere sind ebenso bedroht. Man kennt das Schicksal des Auerochsen und des amerikanischen Büffels; man kann dem Rhinozeros, dem Flusspferd und dem Elefanten das nämliche Schicksal voraussagen. Die Statistiken, schätzen die Produktion von Elefantenelfenbein auf achthundert Tonnen jährlich, was nichts anderes zu bedeuten hat, als dass die Jäger jährlich vierzigtausend Elefanten töten, ohne die zu zählen, die sich verwundet in den Dschungel flüchten und dort einsam sterben, ohne gefunden zu werden. In welchem Abstand sind wir da von dem alten Volk der Singhalesen, für welches „die

achtzehnte Kunde des Menschen war, die Freundschaft eines Elefanten zu gewinnen" in welchem Abstand von den Ariern Indiens, die zwei Brahmanen als Gesellschafter des gefangenen Kolosses anstellten, damit sie ihn lehren sollten, die Tugenden auszuüben, die sich für seine Herkunft geziemte!

Was für ein Gegensatz zwischen den zwei Arten der Zivilisation, die ich eines Tages auf einer Plantage in Brasilien beobachten konnte. Zwei Stiere, die zu hohem Preis in der alten Welt gekauft worden waren, bildeten den Stolz des Besitzers. Der eine war aus Jersey gekommen; er zerrte an einer Kette, die durch seine Nüstern gezogen war, und brüllte, tobte, wühlte mit den Hufen den Boden auf, stieß mit den Hörnern und warf böse Blicke auf seinen Wärter; der andere, ein aus Indien importiertes Zebu, lief wie ein Hund hinter uns her und bettelte mit sanftem Blick um eine Zärtlichkeit. Wir armen unwissenden „Zivilisierten", die in geschlossenen Häusern, fern von der Natur leben, von der Natur, die uns beunruhigt, weil die Sonne zu heiß oder der Wind zu kalt ist, – wir haben sogar den Sinn der Feste, die wir feiern, ganz vergessen, die doch alle – Weihnachten, Ostern, Himmelfahrt und Allerheiligen – ursprünglich Naturfeste waren, wenn schon das Christentum selbst nichts davon weiß. Verstehen wir den Sinn der Überlieferung, die den ersten Menschen in einen Garten der Schönheit stellt, wo er frei mit allen Tieren dahinwandelt, der Überlieferung, die uns berichtet, dass der „Menschensohn" auf Stroh geboren wurde, zwischen dem Esel und dem Ochsen, den beiden Gefährten des Feldarbeiters?

Trotzdem aber, wenn schon die Kluft, die den Menschen von seinen Brüdern den Tieren trennt, sich erweitert hat, und wenn schon unser unmittelbarer Einfluss auf die Arten, die wild in der freien Natur bleiben, geringer geworden ist, scheint es doch klar, dass dank dem innigeren Zusammenleben mit solchen Haustieren, die nicht zur Nahrung dienen, ein gewisser Fortschritt entstanden ist. Ohne Zweifel zwar sind selbst die Hunde zum Teil korrumpiert worden. Die meisten von ihnen, die wie Sklaven an Schläge gewöhnt sind, sind herabgekommene Geschöpfe geworden, die vor dem Stock zittern und vor den drohenden Gebärden des Herrn kriechen und sich ducken; andere, die zur Wildheit erzogen wurden, werden zu den Bulldoggen, die armen Leuten in die Waden schnappen oder Sklaven an die Kehle springen; und dann gibt es wieder Schoßhündchen im Röckchen, die alle Untugenden ihrer Herrinnen annehmen – Gefräßigkeit, Eitelkeit, Üppigkeit und Unverschämtheit; während hinwiederum die Hunde in China, die gemästet werden, um verspeist zu werden, unbeschreiblich dumm sind. Aber der Hund, der wahrhaft geliebt und mit Großmut, Freundlichkeit und edlen Gefühlen aufgezogen wird, – verwirklicht er nicht oft das menschliche oder sogar das übermenschliche Ideal der Hingebung und der moralischen Größe?

Und die Katzen – die es besser als die Hunde verstanden haben, ihre persönliche Unabhängigkeit und die Originalität ihres Charakters zu wahren, die „eher Gefährten als Gefangene“ sind – haben nicht auch sie seit der Zeit ihrer ursprünglichen Wildheit in den Wäldern geistige und moralische Fortschritte gemacht, die ans Wunderbare grenzen? Keine menschliche Empfindung gibt es, die sie nicht bei Gelegenheit verstehen oder teilen, keinen Gedanken, den sie nicht erraten können, keinen Wunsch, dem sie nicht zuvorkommen können. Der Dichter sieht Zauberwesen in ihnen; und in Wahrheit scheinen sie zu Zeiten in ihrem Vorgefühl des Kommenden klüger als ihre Menschenfreunde. Und zeigt uns nicht die eine oder andere „glückliche Familie“, wie sie Schaubudenbesitzer auf Jahrmärkten vorführen, das Ratten, Mäuse, Meerschweinchen und so manche andere kleine Geschöpfe nichts weiter wünschen als mit dem Menschen in die große Familie der Freude und Freundschaft einzutreten? Jede Gefängniszelle – sofern nicht die Aufseher für „Ordnung“ sorgen – ist bald in eine Schule des Umgangs mit niederen Tieren, mit Ratten und Mäusen, Fliegen und Flöhen verwandelt. Man kennt die Geschichte von Pellissons Spinne. Der Gefangene hatte dank dem kleinen Freund, dessen Erziehung er unternommen hatte, wieder angefangen, Anteil am Leben zu nehmen; aber ein Ordnungswächter betritt die Szene und rächt die offizielle Moral mit seinem Stiefel: er zertritt das Geschöpf, das gekommen war, um den Unglücklichen zu trösten!

Diese Tatsachen zeigen uns, was für Möglichkeiten dem Menschen zu Gebote stehen, um seinen Einfluss auf die ganze belebte Welt, die er jetzt dem Schoß des Zufalls überlässt, wiederherzustellen und sie mit seinem eigenen Leben wieder zu verbinden Wenn über unsere Zivilisation, so grausam individualistisch wie sie ist, die die Welt in so viele feindliche kleine Lager teilt, als es getrennte Besitztümer und Haushalte gibt, der letzte Bankrott erklärt worden ist und für die Rettung des Gemeinwesens nichts andres mehr übrig bleibt, als die Zuflucht zur gegenseitigen Hilfe; wenn an die Stelle der Sucht nach Reichtum die Suche nach Freundschaft getreten ist und wenn gerade dadurch allen das Auskommen gesichert ist; und wenn die Begeisterung der Naturforscher uns alles Reizende, Liebenswürdige, Menschliche und oft mehr als Menschliche in der Natur der Tiere enthüllt hat, – dann werden wir uns an all die Tiergattungen erinnern, die wir auf unserem Weg des Fortschritts zurückgelassen haben, und werden uns Mühe geben, aus ihnen nicht Diener oder Maschinen, sondern wahrhafte Gefährten zu machen. Die Erforschung des primitiven Menschen hat in besonderem Maße zu unserem Verständnis des Gesetzes- und Ordnungsmenschen, unserer Tage beigetragen; die Bräuche der Tiere werden uns helfen, tiefer in die Wissenschaft des Lebens einzudringen; sie werden in gleicher Weise unsere Kenntnis der Welt wie unsre Liebe vermehren. Lasset uns den Tag herbeisehnen, wo das Reh aus dem Walde tritt, um zu uns zu

kommen und mit dem Blick seiner dunklen Augen unsre Zärtlichkeit zu gewinnen, wo der Vogel sich strahlend auf der Schulter der geliebten Frau niederlässt, im Bewusstsein, dass auch er schön ist und dass auch er Anspruch auf den Kuss der Freundschaft hat!

Anmerkungen

[1] Zuerst veröffentlicht in Le Magazine International, Paris 1896, hier aber, da diese Zeitschrift uns nicht zugänglich war, nach der englischen Übersetzung Edward Carpenters (The Humanitarian, Oktober 1913) ins Deutsche übersetzt.
[2] Nach Lepsius, Briefe aus Ägypten.
[3] Die quadratwurzelausziehenden Pferde, die sich in den Pausen ihrer gelehrten Beschäftigung mit einander über ihre Lehrer unterhalten und einen Spitznamen geben, hat Reclus nicht mehr kennen gelernt.

Zum Weiterlesen

Vorläufer*innen des Ökoanarchismus

Kropotkin, Peter: Landwirtschaft, Industrie und Handwerk, Berlin, 1976.
Digitalisat der 1. Auflage in der Übersetzung von Gustav Landauer: https://archive.org/details/landwirtschafti00-kropgoog/page/n6/mode/2up
Digitalisat der 2. Auflage in der Übersetzung von Theodor Plivier:
https://refubium.fu-berlin.de/handle/-fub188/14555

Kropotkin, Peter: Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt, Leipzig, 1908.
Digitalisat der 1. Auflage in der Übersetzung von Gustav Landauer:
https://archive.org/details/landwirtschafti00kropgoog/page/n6/mode/2up

Landauer, Gustav: Aufruf zum Sozialismus, textkritische Ausgabe, hrsg. von Siegbert Wolf in der Reihe Ausgewählte Schriften, Band 11, Lich, 2015.
Digitalisat der 2. Auflage im Cassierer-Verlag, 1919:
https://reader.digitale-sammlungen.-de/de/fs1/object/display/bs-b11125615_00005.html

Morris, William: Kunde vom Nirgendwo, Frankfurt / M., 2013.
Zahlreiche Texte von Morris sind digital verfügbar unter:
https://williammorristexte.com.

Ramus, Elisée: Zur vegetarischen Lebensweise, in: o.A. (Hrsg.): Das Schlachten beenden!, Heidelberg, 2010, S. 85-96.

Robin, Paul: Arbeitsfreude, Wien, 1921.

Ramus, Pierre: Die Neuschöpfung der Gesellschaft durch den kommunistischen Anarchismus, 2. Auflage, Wien, 1923.
Pierre Ramus-Gesellschaft (Hg.): Pierre Ramus‘ „Neuschöpfung der Gesellschaft“ und andere Texte zur Rekonstruktion der sozialen Balance. Festschrift für Dieter Schrage zum 70. Geburtstag, Verlag Monte Verità, Wien 2005.

Thoreau, Henry David: Walden.
Digitalisat: https://archive.org/details/walden00unkngoog/page/n5/mode/2up

Tolstoi, Leo: Wieviel Erde braucht der Mensch?,
https://www.plough.com/de/themen/kultur/kurzgeschichten/wieviel-erde-braucht-der-mensch

Moderner Ökoanarchismus

Biehl, Janet: Sozialer Ökofeminismus, Frankfurt / M., 1991.

Biehl, Janet: Ökofeminismus und Deep Ecolocy, in: Schwarzer Faden, Nr. 54, 3/1995, S. 16-23.

Bookchin, Murray: Die Neugestaltung der Gesellschaft, Pfade in eine ökologische Zukunft, Grafenau, 1992.

Bookchin, Murray: Die Radikalisierung der Natur – Zur Ethik eines radikalen Naturverständnisses, in: Schwarzer Faden, Nr. 17, 1/1985, S. 22-29.

Bookchin, Murray: Die Ökologie der Freiheit, Weinheim 1985.

Callenbach, Ernst: Ökotopia, Berlin 1978.

Cantzen, Rolf: Freiheit unter saurem Regen, Berlin 1984.
Digitalisat: https://anarchistischebibliothek.org/library/rolf-cantzen-freiheit-unter-saurem-regen

Cantzen, Rolf: Weniger Staat, mehr Gesellschaft, Grafenau 1995.

Kuhn, Gabriel (Hrsg.): ‚Neuer Anarchismus' in den USA. Seattle und die Folgen, Münster 2008.

LeGuin, Ursula K.: Das Wort für Welt ist Wald, München 1994.

[Ökosyndikalismus] CNT: Öko-Syndikalismus statt Green New Deal
http://anarchosyndikalismus.blogspot.de/2019/07/21/oeko-syndikalismus-statt-green-new-deal/

Hans Widmer (P.M).: bolo*bolo, Zürich 1993.
Digiatlissat: http://libcom.org/library/pm-bolobolo

Hans Widmer (P.M). Subcoma. Nachhaltig vorsorgen für das Leben nach der Wirtschaft. P.M.s hilfreiches Haushaltbuch, Zürich 2000.

Hans Widmer: Die Andere Stadt, mit Beiträgen von Hans Widmer, Bettina Dyttrich, Marcel Hänggi u.a., Zürich, 2017.

Sekundärliteratur zu Ökoanarchismus und libertäre Diskussionen zu Ökothemen

Huber, Markus: Anarcho-Primitivismus: Keine Zivilisation, kein Staat!, in: Peter Seyferth (Hrsg.): Den Staat zerschlagen!, Baden-Baden, 2015, S. 261-280.

Linse, Ulrich: Ökopax und Anarchie, München, 1988.

Rinas, Bernd-Udo: Veganismus – ein postmoderner Anarchismus der Jugend?, Berlin, 2012.

Timm, Uwe: Ökologie und Freiheit. Umweltproblem und Anarchismus (= Lernziel Anarchismus Bnd. 7), Mackay-Gesellschaft, Freiburg a.d.B., 1980.